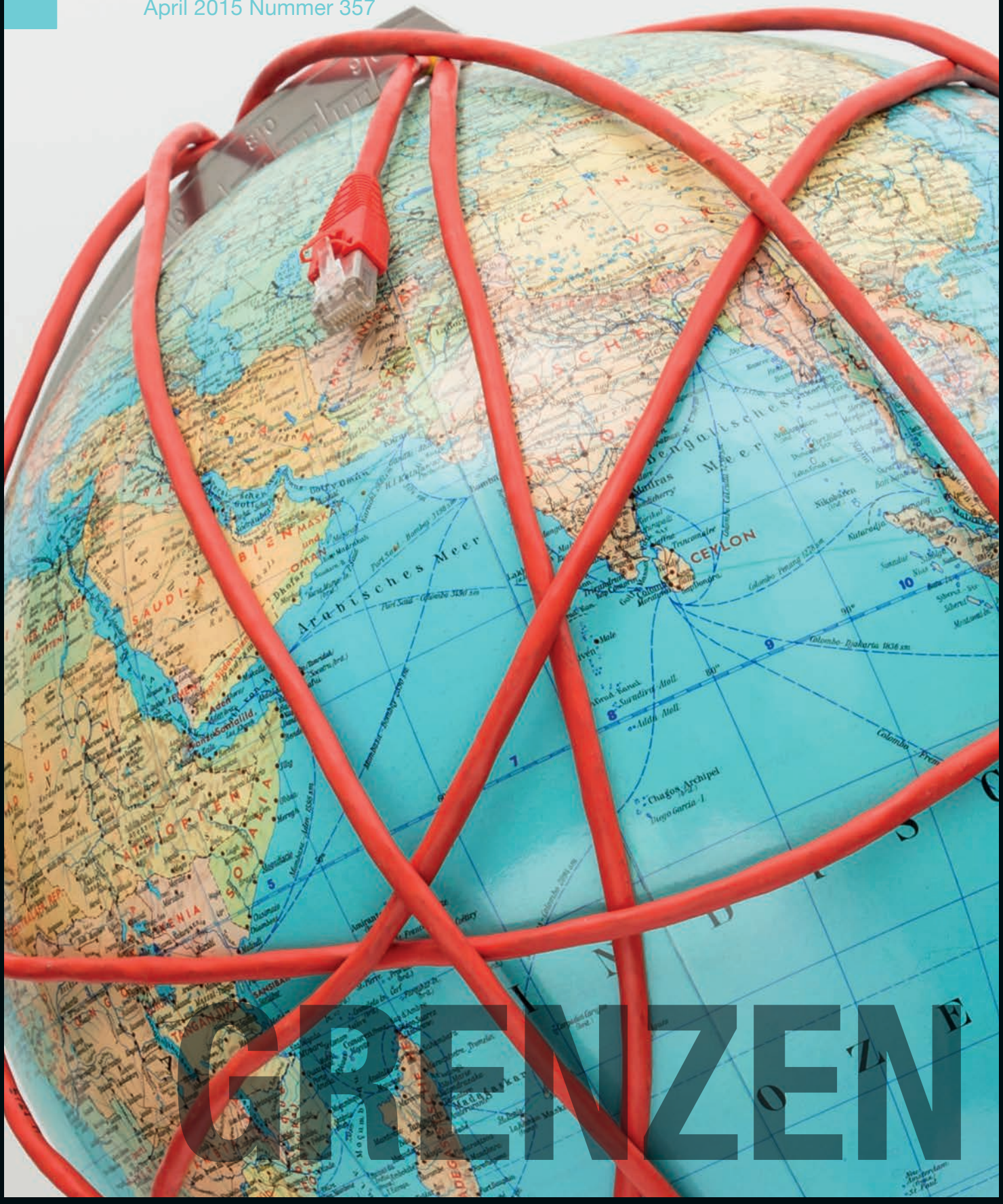
prisma

Das Magazin der Studierenden der Universität St. Gallen
April 2015 Nummer 357



GRENZEN

prisma

layouten?

illustrieren?

schreiben?

fotografieren?

Jeden Dienstag um 20.15 Uhr im 20-007

Komm und besuch uns!

Grenzen überschreiben

KEVIN KOHLER
Ressortleiter Thema

NINA AMANN
Ressortleiterin Campus

SIMONE BRUNNER
Ressortleiterin Menschen

MORITZ HAEGI
Ressortleiter Aktuell

GABRIEL ZÜLLIG
Chefredaktor

So modern und offen wir uns auch geben, es liegt in der Natur des Menschen, sich abzugrenzen. Wir verbrüdern uns mit denjenigen, die ähnliche soziale Merkmale aufweisen und grenzen den Rest bewusst aus – vielleicht, weil wir uns damit bessere Chancen für unsere eigenen Interessen erhoffen, oder vielleicht einfach weil die Schwarz-weiss-Welt so viel einfacher ist.

Die Wissenschaft nennt das «parochial altruism». Wo die Grenze zwischen «innen» und «aussen» genau gezogen wird, ist dabei relativ willkürlich: zwischen BWL und VWL, zwischen HSG und Fachhochschule, dies- und jenseits des Rheins. Es spielen imperialistischer Westen gegen faule Afrikaner und aggressive Moslems; Putin gegen alle; Männer gegen Frauen beziehungsweise Karrierefrauen gegen Hausfrauen; Deutsche gegen Griechen. Zu letzterem Beispiel sei anzumerken, dass Yanis Varoufakis, Provokateur auf der griechischen Seite des «chicken game» und seines Zeichens Wirtschaftsprofessor, einst zum Thema strategisches Moralisieren in Gruppenkonflikten publizierte – und das in einer deutschen Zeitschrift.

Trotz der Globalisierung (oder vielleicht gerade deswegen) sind Grenzen präsenter denn je, die physischen und psychischen. Wir laden dich deshalb auf eine «tour d'horizon» durch dieses prisma ein: Komm mit ins Asylzentrum, an den Flughafen, an die unüberwindbare Grenze zwischen Innerrhoden und Ausserrhoden. Lies ein grenzwertiges Interview mit der berühmtesten Fliege der HSG und das Porträt über einen Manager, der Grenzerfahrungen suchte. Ich hoffe, du findest auch in diesem prisma viele Artikel, die dich auf Ideen bringen, freuen oder auch ärgern.

Impressum

Ausgabe 357, April 2015
prisma – eine Initiative der Studentenschaft der Universität St. Gallen

Dufourstrasse 50, 9000 St. Gallen,
redaktion@prisma-hsg.ch

Präsident: Roman Schister
Chefredaktor: Gabriel Züllig
Finanzen und Vertrieb: Carlo Silberschmidt
Layout und Fotografie: Livia Eichenberger
Online: Klara Zimmermann
Druck: galledia AG, 058 344 96 96

Anzeigenregie: Carlo Silberschmidt, vertrieb@prisma-hsg.ch, 079 397 93 97
Werbung in diesem Medium kann auch über Go! Uni-Werbung AG, 071 244 10 10; Mediabox, 044 205 52 40; StudiMedia, 044 201 16 55; Zenithmedia, +49 89 7105180; Amiado Group, 044 240 00 25 oder together AG, 071 222 28 18 gebucht werden.

Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion

INHALT

THEMA

6 **Im Asylzentrum**
Lorenz Walthert und Nina Amann

9 **Zwei Kantone trennen Welten – oder nicht?**
Mattia Agnetti

11 **Ein Tag an der Schweizer Grenze**
Adrian Köstli

14 **Welt ohne Grenzen**
Keto Schumacher und Matthias Müller

16 **Geschlechtergrenzen lösen sich auf**
Gabriel Züllig

CAMPUS

17 **Ein grenzwertiges Gespräch**
Kevin Kohler

18 **Weniger Geld, mehr Autonomie**
Nina Amann

19 **Tabu-Zone Campus**
Silvan Aeschlimann

20 **Studying in a different place**

22 **St. Gallen Symposium**
Sevgi Yüzülmüs

23 **Reform Kontext-studium**
Nina Amann

24 **Melodien gegen Ungerechtigkeit**
Sandro Orefice

25 **HSG News**

LIVIA EICHENBERGER
Layoutchefin

MENSCHEN

26 Die Umfrage
Silvan Aeschlimann und Livia Eichenberger

30 Stress entsteht im Kopf
Alexander Wolfensberger

32 Partypics
Livia Eichenberger

34 Profs privat mit Julia Nentwich
Roman Schister

SHSG

37 Aus dem StuPa
Felix Michel

38 Das neue SHSG-Präsidium im Interview
Adrian Gottwald

AKTUELL

40 Agenda

42 prisma empfiehlt
Keto Schumacher, Klara Zimmermann Alex Wolfensberger

45 Rätsel

46 Zuckerbrot, Peitsche und Gerücht
Riccardo Ramacci, Gabriel Züllig, Roman Schister

Der Ort der vielen Grenzen

prisma reiste an die Grenze des Kantons St. Gallen – auf die Landegg, wo Fuchs und Hase einander «Gute Nacht» wünschen und Asylbewerber auf ihre Zukunft warten.

LORENZ WALTHERT
Redaktor

NINA AMANN
Ressortleiterin Campus

Hoch oben über Rorschach, weit entfernt von jeglichem Stress unserer Zeit, liegt das Asylzentrum Landegg. Früher war es ein Kur- und Seminarhotel. «Kurort Wienacht-Tobel» steht denn auch auf dem Ortsschild. Es scheint zunächst paradox, dass in dieser idyllischen, weitgehend menschenleeren Gegend die einzige Strasse weit und breit genau mitten durch das Gelände des Asylzentrums verläuft und somit die Anlage in zwei Teile teilt. Das ist jedoch kein Zufall. Die Strasse markiere die Grenze zwischen den Kantonen St. Gallen und Appenzell Ausserrhoden, welche die Unterkunft gemeinsam betreiben, erzählt uns Beatus Zumstein, der in der Landegg für Beschäftigungs- und Ausbildungsprogramme der Asylsuchenden verantwortlich ist. Die Kantonsgrenze, auf der Zumstein uns empfängt – links St. Gallen, rechts Appenzell Ausserrhoden – ist bei weitem nicht die einzige Grenze auf der Landegg.

Partyservice und Recyclingprogramme

Die Landegg ist ein Durchgangszentrum. Viele Bewohner warten auf ihren definitiven Asylentscheid oder darauf, an Wohnungen in den Gemeinden weitervermittelt zu werden, wenn ein positiver Entscheid vorliegt. 125 Plätze gibt es, momentan

Das Asylzentrum «Landegg» befindet sich just auf der Grenze zwischen St. Gallen und Appenzell Ausserrhoden

sind rund 80 besetzt. Es waren aber auch schon 160 Asylbewerber zur gleichen Zeit hier.

Um den Asylsuchenden eine Tagesstruktur zu geben, wurden verschiedene Beschäftigungsprogramme auf die Beine gestellt, wodurch Asylsuchende ihr Sackgeld aufbessern können. Kinder besuchen die interne Schule oder spielen im Kinderhort.

Ein besonderes Aushängeschild bezüglich Beschäftigungsprogrammen ist der Partyservice, den bis zu sechs Asylsuchende zusammen mit einem Mitarbeiter des Zentrums betreiben. In den letzten fünf Jahren wurden über 10'000 Mahlzeiten serviert, wie auf der Webseite des Migrationsamts zu lesen ist. «Bei solchen Projekten lernt man Asylsuchende besser kennen und gewinnt ihr Vertrauen», erklärt Zumstein. Besonders stolz ist er auf das Recyclingprojekt, bei dem jeweils ein Asylsuchender am Morgen verschiedenste Abfälle sortiert. Das hilft dem Zentrum, die Betriebskosten tief zu halten. Ganz allgemein gilt in der Landegg der Grundsatz, dass Asylsuchende möglichst viele der anfallenden Arbeiten selbst übernehmen. Eine Küchenmannschaft bereitet täglich zwei warme Mahlzeiten für alle Bewohner und Mitarbeiter zu. Auch das Waschen und

Putzen übernehmen die Bewohner selbst. «Der Job in der Küche ist einer der anstrengendsten hier», meint Zumstein, «aber auch einer, der sehr hohes Ansehen unter den Asylsuchenden geniesst.»

Kein Gefängnis und trotzdem Ausbrüche

Ähnlich wie in Gefängnissen gibt es auch im Asylzentrum eine soziale Hierarchie. Doch das Asylzentrum hat erstaunlich wenig mit einer geschlossenen Institution gemeinsam. Zu Gewaltproblemen kommt es praktisch nie, die meisten Türen sind nicht abgeschlossen und auch einen Zaun, der das Asylzentrum physisch von der Umwelt abgrenzen würde, sucht man hier vergebens. Unter solchen Umständen kommt es nicht selten vor, dass Bewohner das Zentrum verlassen und nicht mehr zurückkommen. Ganze 15 Prozent aller Asylsuchenden verschwinden auf diesem Weg. «Dagegen lässt sich nichts machen», sagt Zumstein schon fast resigniert. Viele von diesen Ausbrechern tauchten mithilfe von Verwandten unter und würden ihre Existenz als Sans-Papiers weiterführen.

Unsichtbare Grenzen

Zwar gibt es kaum räumliche Grenzen, die Asylsuchenden sind jedoch durch andere Grenzen eingeschränkt. Da wäre zum Beispiel die sprachliche Grenze, die eine Alltagskonversation mit Einheimischen nahezu verunmöglicht. Oder die kulturelle Grenze, sodass Misstrauen von Seiten der lokalen Bevölkerung oft vorprogrammiert ist. Im Vergleich zu anderen Asylzentren ist aber der Widerstand der Bevölkerung gering, man hat sich arrangiert. Dazu beigetragen hat sicherlich auch, dass in unmittelbarer Nähe fast keine Wohnhäuser stehen. Trotzdem wurden die Bewohner der Landegg angewiesen, öffentliche Verkehrsmittel zu meiden und den eigens eingerichteten Shuttle-Bus des Asylzentrums zu benutzen, wenn sie nach Rorschach gehen wollen – 50 Rappen kostet eine Fahrt. Am Tag unseres Besuches hat der Shuttle-Bus gerade Hochbetrieb: Das Taschengeld wurde ausgezahlt, und viele gehen zum Einkaufen nach Rorschach.

«Ich will später hier arbeiten»

Trotz der fast unüberwindbaren Grenzen zwischen Asylsuchenden und der Lokalbevölkerung haben gewisse Bewohner Hoffnung auf ein besseres Leben. Zum Beispiel Hamidris aus Somalia, der seit fünf Monaten in der Schweiz ist. Der 24-Jährige beendete gerade sein Bachelor-Studium, als ihn die islamistische Terrormiliz Al-Shahab vor die Wahl stellte. «Entweder du schliesst dich ihnen an oder sie töten dich», erzählt er in solidem Englisch. Al-Shahab würde vor allem junge Leute bedrohen, das sei auch der Grund, weshalb seine Eltern immer noch in Somalia seien. Er erzählt von seiner Odyssee. Von Somalia flüchtete er in den Sudan, ▶

Hamidris flüchtete vor der Terrormiliz aus seinem Heimatland Somalia über das Mittelmeer in die Schweiz

danach durch die Sahara nach Libyen. Mit 2'000 Dollar vom Onkel für ein Schlepperticket gelang ihm schliesslich die Flucht über das Mittelmeer nach Europa. «Es war sehr eng auf dem Gummiboot», erzählt er. In der Mitte des Meeres seien sie durch die italienische Küstenwache gerettet worden. «Es waren sehr viele Leute auf dem Boot», wiederholt er. Es folgt eine lange Pause.

Hamidris lernt Deutsch und sagt, dass er hier später eine Arbeit finden will. Auf seinem Bett liegt ein Deutschlehrmittel für Anfänger. Am Morgen besucht er jeweils den heimeigenen Deutschkurs. Tägliche Telefonate mit seiner Familie nehmen ihm etwas das Heimweh, doch er würde sofort zurückgehen, wenn es die Situation in seinem Heimatland zulassen würde. Hamidris ist aber nicht der durchschnittliche Asylbewerber. Die meisten verfügen nicht über eine universitäre Ausbildung oder kommen desillusioniert in die Landegg. Gerade ältere Asylbewerber haben Mühe, die jugendliche Zuversicht von Hamidris zu teilen.

Die Grenzen der Illusion

Desillusioniert sind aber nicht nur manche der Bewohner. Auch Herr Zumstein bezeichnet sich nicht mehr als den Idealisten, der er zu Beginn gewesen sei. «Ich bin Pessimist», sagt er über sich selbst. Jede positive Überraschung sei ein toller Erfolg. «Ich kenne schlimmere Geschichten als jeder SVPler», versichert er uns schmunzelnd. Doch der Job sei für ihn auch nach über 25 Jahren noch der richtige. Die guten Mitarbeiter und die Selbstständigkeit, die ihm gewährt werde, seien für ihn zentral.

Nicht nur die Möglichkeiten für Asylsuchende sind faktisch begrenzt. Auch das Asylzentrum Landegg wird es nicht für immer geben. Die Immobilie wurde von den beiden Betreiberkantonen für insgesamt zwölf Jahre gemietet, danach ist wohl Schluss. In diesem schnelllebigen Umfeld sei das «eine sehr lange Zeit», gibt Zumstein zu bedenken. Oft wüssten sie nicht einmal, wie viele Leute am nächsten Tag ins Zentrum eintreten.

Es ist ein Kommen und Gehen hier auf der Landegg, links und rechts von jener Kantonsgrenze, an welche noch viele andere Grenzen grenzen: kulturelle, persönliche, zeitliche. Wer kommt, lässt Landesgrenzen hinter sich. Wer von hier aus weitergeht, hofft, die Grenze des Ungewissen zu überschreiten, hofft auf eine Wohnung und einen positiven Asylentscheid. Die Grenzen, welche hier oben aufeinandertreffen, sind für Aussenstehende genauso trivial wie unnachvollziehbar – für die Bewohner der Landegg hingegen sind sie Alltag und Herausforderung zugleich.

***Fotos** Nina Amann*

Von den Appenzellern lernen

Die Grenzen verlaufen im Appenzell eigentlich nur noch in den Köpfen der Bevölkerung. Auf der Suche nach den Gründen für deren Fortbestehen und warum sie trotzdem kein Problem sind.

MATTIA AGNETTI
Redaktor

«Narzissmus der kleinen Differenzen» nannte Freud die Eigenschaft menschlicher Gruppen, die eigenen Aggressionen gegen jene zu richten, die einem kulturell und geografisch am nächsten sind. Im Extremfall kann dieser zum Quell allerlei gegenseitiger Spötteleien, Beleidigungen und sogar Kriegen werden. Selbst aus einem Halbkanton stammend, bin ich mir der antizivilisatorischen Kraft dieses Gruppengefühls bewusst und ihr auch schon mehrfach erlegen. In regelmässigen Abständen finde ich mich wieder, wie ich meinem Ärger über die Baselbieter lauthals Luft verschaffe, wenn diese beispielsweise dem Baselstädtischen Theater eine erneute Budgeterhöhung versagen. Doch genug der persönlichen Geschichten. Angeregt durch das Interesse an diesem gruppenpsychologischen Phänomen, wollte ich mein Augenmerk auf eine Region richten, von der ich mir erhoffte, die reinste Form dieses Narzissmus zu finden. Unweit der Stadt St. Gallen liegen die beiden Appenzell, welche in Sachen kleinlicher Differenzen – zumindest in der Schweiz – konkurrenzlos sind.

Biedermänner ohne Brandstifter

In Folge Reformation und anschliessender Gegenreformation trennten sich die äusseren und inneren Rhoden im Jahr 1597, um einen ländlichen, katholisch und protestantisch gescheckten, territorialen Flickenteppich zu bilden. Abgesehen von den wenigen, die eine Vorliebe für trachtenlastige Alpfahrten pflegen, sind sich die restlichen Schweizerinnen und Schweizer erst Ende des letzten Jahrhunderts der Existenz dieses Gebiets wieder vollauf bewusst geworden. Damals traten die zwei Halbkantone in einen medienwirksamen Wettstreit darüber, wer der jeweiligen weiblichen Bevölkerung das Stimmrecht länger verwehren könne, wobei Appenzell Innerrhoden knapp obsiegte. Als Auswärtiger hatte ich deshalb die beiden Appenzell bis anhin vorwiegend als zu Gliedstaaten gewordene Anachronismen verstanden, die als ästhetische Vorbilder weltweiter Schweizklischees fungierten. Angesichts der Voraussetzungen – eine interreligiöse, teilstaatliche Nachbarschaft in Kombination mit der ausgeprägten lokalkulturellen Verankerung und dem gesellschaftspolitischen Konservativismus der Bevölkerung – könnte man die Region auch als «Balkan der Schweiz» bezeichnen. Aus dem historischen Lexikon der Schweiz erfuhr ich jedoch zu meiner Überraschung, dass die Kantone sich damals äusserst friedlich trennten. Die einzig nennenswerte historisch ▶

vermerkte Gewaltanwendung scheint ein Vorfall in Trogen zu sein, bei dem die protestantischen Ausserrhoder den für ihre Glaubensrichtung nicht relevanten Altarstein aus der Kirche zu schaffen versuchten. Während der Rest Europas in den Glaubenskriegen versank, nutzten die Appenzeller die Landsgemeinden und den Austausch von höflich gehaltenen Briefen, um ihrer Unzufriedenheit Gehör zu verschaffen und schlussendlich die kantonale Trennung demokratisch zu beschliessen. Die Geschichte der zwischenappenzellischen Beziehungen seither liest sich als Sammelsurium von Beispielen penibel eingehaltener Anstandsregeln des kantonaldiplomatischen Verkehrs und an Pragmatismus nicht zu übertreffenden Kooperationen. Auch heute arbeiten die Verwaltungen der beiden Kantone eng zusammen und nehmen in gewissen Bereichen die Aufgaben gemeinsam wahr.

Unterwegs im kleinsten Kanton der Welt

Ich begann mich zu fragen, ob ich mich in meiner Annahme womöglich geirrt hatte. Da jedoch weder ein Geschichtsbuch noch eine politische Elite die Emotionen der breiten Bevölkerung wiedergeben können, beschloss ich, der Sache vor Ort auf den Grund zu gehen. Ausgerüstet mit dem für die anthropologische Feldforschung typischen Reisegepäck – Wanderschuhe, Wasserflasche und Notizblock – bestieg ich an einem sonnigen Morgen die S23 in Gossau mit dem Ziel Appenzell – mit Zwischenhalt im Ausserrhoder Hauptort Herisau. Dort angekommen, fing ich an, Leute auf der Strasse nach ihrer Meinung über den anderen Halbkanton zu befragen und bat sie, kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Doch von niemandem bekam ich ein schlechtes Wort zu hören, nicht einmal im Ort Appenzell selbst. Wenn sie sich doch dazu hinreissen liessen, die anderen als komische Vögel oder ähnliches zu bezeichnen, schien dies fast liebevoll gemeint zu sein. Ansonsten überwog höfliches Desinteresse zusammen mit einem, so schien es, gegenseitigen emotionalen Verbundenheitsgefühl. Die Frage nach einer Kantonsfusion wurde aber allseits verneint. Beim Einkehren in ein Wirtshaus ein paar Stunden später begann ich mir Gedanken über die Implikationen der gewonnenen Erkenntnisse zu machen. Hatte sich Freud womöglich getäuscht? Oder waren die beiden Appenzell die Ausnahme von der Regel? Angesichts der Bürgerkriege auf der Welt tendiere ich wohl eher zur zweiten These. Doch wo liegen die Gründe dafür? Ich weiss es nicht, doch sollte es jemand wissen, würde sich die UNO über einen Friedensplan zur Appenzellisierung des Nahen Ostens sicher freuen. ■

Illustrationen *Deborah Maya Beeler*

«Schweizer Grenzwache, Ausweispapiere bitte»

Der Job eines Grenzwächters ist abwechslungsreicher als man denkt. Eine Reportage über Grenzgänger, gefälschte Pässe und Millionenbussen.

ADRIAN KÖSTLI Redaktor

Grenzübergang Basel-Weil

Mittwochs, kurz nach 10 Uhr am Autobahnzoll Basel-Weil. Der Grenzwächter steht neben dem grauen Achtzigerjahre-Zollhäuschen in jener Pose, die jeder mit diesem Job assoziiert: breitschultrig, mit ernsthaft-kühler Miene und der wiederkehrenden Geste, welche die Erlaubnis zur Weiterfahrt symbolisiert. Sie lässt die Automobilisten beruhigt aufatmen. Nicht etwa, weil sie etwas zu verbergen hätten oder gar illegal einreisen wollten. Aber wer fühlt sich nicht einem ausführenden Organ der Staatsgewalt unterworfen, wenn dieses mit kritischem Blick die eigenen Ausweispapiere kontrolliert und detektivisch Fragen zum Woher, Wohin und Warum der Reise stellt?

Fleisch und Milch aus Deutschland

Zwei Hausfrauen Mitte fünfzig aus dem Baselland strecken gekonnt den Einkaufszettel aus dem Fenster und zeigen dem Grenzwächter Ivan Wallimann

Der 23-jährige Ivan Wallimann trägt viel Verantwortung.

kooperativ die Milch und die Wurst im Kofferraum. Glücklich steigen sie rasch wieder ein, als der Zöllner dankend abnickt. Wallimann erklärt mir, dass er nicht nur überprüft, ob die Freimengen eingehalten werden. Vielmehr erfülle das Grenzwachkorps auch sicherheitspolitische und Migrationsaufgaben. Und wie entscheidet der Grenzwächter, wen er kontrolliert? «Mir hilft meine Berufserfahrung, Menschenkenntnisse und das Bauchgefühl», erzählt er. Das ermögliche natürlich nie und nimmer, den Schmuggel restlos zu unterdrücken.

Wallimann unterbricht und winkt einen schwarzen VW mit Freiburger Kennzeichen heraus. Nach den Standardfragen und einem Blick durch die Heckscheibe begleite ich ihn in das Grenzhäuschen. Hier überprüfe er im UV-Licht die Echtheit der Ausweise und sucht im Fahndungssystem und dem Ausländerregister nach verdächtigen Einträgen «Ein Grenzgänger, arbeitet in der Schweiz», informiert er mich und gibt die Papiere wieder zurück.

Tägliches Risiko

Der 23-jährige Obwaldner ist gelernter Zahntechniker. Seinen Militärdienst absolvierte er dann als Durchdiener beim Grenzwachtkorps und erhielt die Möglichkeit, die Ausbildung zum Grenzwächter auf privatem Weg weiterzuführen. Die Chance, einen beruflichen Wechsel einzuschlagen, wollte er sich nicht entgehen lassen und ist nun seit gut vier Jahren an der Front. «Hier geniesse ich vor allem die tägliche Herausforderung, meine Aufgaben an und mit den unterschiedlichsten Menschen zu erfüllen.» Und das Risiko, die Gefahren? Natürlich begleite einen jeden Tag ein Risiko, dies sei aber unvermeidbar. Darum durchlaufen Grenzwächter die gleiche Ausbildung wie Polizisten. «Bisher bin ich bei der Arbeit dreimal handgreiflich angegriffen worden», zählt Wallimann.

Das Brecheisen

Erneut tut sich etwas. Eine Kollegin winkt einen kleinen, leicht verbeulten blauen Peugeot heraus. ▶

Die Ausweiskontrolle zeigt, dass ein Insasse erst im Februar von einer mehrmonatigen Haftstrafe wegen Betrugs entlassen wurde. Der Jüngste der drei ist etwa 24-jährig, der Älteste gut 35. Sie tragen alle Trainingshosen, der eine eine Kappe, der andere ist fast glatzköpfig. Wallimann und seine Kollegin beginnen, mit ihren blauen Handschuhen das Auto zu untersuchen. Als im Kofferraum ein Brecheisen und im Handschuhfach Schraubenzieher diverser Grössen auftauchen, schüren die zwei Verdacht.

Es dauert eine gute halbe Stunde, bis die Fahrzeugspezialisten der Grenzwache Basel eintreffen, die das Gefährt mit Spezialgeräten nach versteckten Diebesgut untersuchen. Derweil tastet Wallimann im Hinterzimmer der Grenzstation jeden der Verdächtigen einzeln ab. «Auch wenn wir heute kein Diebesgut finden, kann unser Rapport bei späteren polizeilichen Ermittlungen nützlich sein», erklärt mir derweil die Kollegin Blum. Nach guten vier Stunden durfte das Trio in die Schweiz einreisen. Das mutmassliche Einbruchwerkzeug wurde nach Artikel 104 des Zollgesetzes sichergestellt.

Grenzwachposten Zürich Flughafen

Szenenwechsel. Am Flughafen Zürich begleite ich während eines Tages die zwei erfahrenen Grenzwächter Hans Hofstetter (55) und Thomas Ammann (43). Sechs Teams mit insgesamt 80 Angestellten erfüllen von ihrer Zentrale im Operations Center 1 aus verschiedene Aufgaben: Neben den Zollaufgaben im und um den Flughafen Zürich sind sie für Zollaufgaben im Grenzgebiet, in internationalen Zügen und auf kleinen regionalen Flugplätzen verantwortlich. Weiter stellen sie Airmarshalls, betreuen den Grenzübergang Rafz-Solgen und kontrollieren nicht zuletzt auch internationale Sendungen aller Art im Briefzentrum Zürich-Mülligen.

Auch Angestellte schmuggeln

Den Tag beginnt das Team Hofstetter/Ammann mit einer Kontrolle an einem der vier Diensteingänge im Terminal 1. An diesen Schleusen können Angestellte und die Crews das zollfreie Airside Center nach Arbeitsschluss oder für Pausen verlassen. Der Weg zur Arbeit führe für Angestellte, Handwerker und Reinigungspersonal aber, wie die Herren ausführen, durch die Sicherheitskontrolle, deren auch die Flugpassagiere unterliegen. Sie dürfen hier nur passieren, wenn sie keine zu verzollenden oder illegalen Sachen mitführen. Die Grenzwächter machen an solchen Übergängen stichprobenartig Zollkontrollen. Eine gut gelaunte Duty-Free Verkäuferin zeigt auf Verlangen auch bereitwillig ihren Ausweis. Ammann prüft telefonisch allfällige Einträge im Fahndungssystem, während Hofstetter die Tasche inspiziert. Alles in Ordnung. Die Angestellten können im Airside Center Waren sehr günstig beziehen, weshalb bei einigen die Verlockung gross sein könnte, Ware unangemeldet durch die Schleusen zu bringen. Ebenfalls konnten sie einem Angestellten aufgrund von Hinweisen schon Drogenschmuggel durch diesen Ausgang nachweisen.

Illegale Einreisende aus Syrien

Der Einsatzleiter Hofstetter erklärt mir auf dem Weg zum Terminal 1, dass er den Dienst jeweils aufgrund von Risikoanalysen gestaltet. Heute wollen sie beispielsweise gezielt ankommende Passagiere einer Maschine aus Athen bei der Zollkontrolle überprüfen. In naher Vergangenheit hätte man als Folge der Konflikte in Syrien eine Zunahme von syrischen Staatsangehörigen ausmachen können, die mit gefälschten Papieren versuchten, via Griechen-

land in die Schweiz einzureisen. Und weil aus Athen Ankommende wegen des Schengen-Abkommens keiner Passkontrolle unterzogen werden, ist für Flüchtlinge die Chance, die Schweiz zu erreichen ohne je einen Ausweis gezeigt zu haben, sehr verlockend. Generell führe man verschärfte Ausweiskontrollen immer nur nach einer sorgfältigen Analyse der aktuellen Situation und im Zusammenhang mit der Zoll- und Warenkontrolle durch.

Flug 828 der Aegean Airlines wird um 10.20 Uhr erwartet. Einige Minuten früher bespricht Hofstetter mit den herbeigerufenen Kollegen den Ablauf. Jetzt verlassen sie sich auf ihre Menschenkenntnisse und suchen gezielt nach bestimmten

Personengruppen. Kaum wollen die ersten Reisenden vom genannten Flug fluchtartig durch den Zoll marschieren, bitten die Grenzwächter und die zwei Kollegen vom zivilen Zoll selektiv einzelne Passagiere zur Zollkontrolle. Ammann prüft am Computer einen Ausweis nach dem anderen auf verdächtige Einträge. «Diese Frau hat eine französische ID, spricht aber kein Wort Französisch», meldet einer und legt das Dokument auf den Tisch. Ein Scanner liest die Daten ein, auf dem Bildschirm erscheinen eine Vielzahl Einträge. Ammann versucht, exakt diese ID im System auszumachen. Er wird stutzig. Es müsste sich um diesen Ausweis handeln, «aber das System zeigt Jahrgang 1992, der Ausweis jedoch 1982.» Deshalb prüfe er nun mit dem UV-Gerät die Echtheit des Ausweises. Prompt erkennt man unter dem richtigen Licht, dass die Neun zu einer Acht verwandelt wurde. Derweil wird ihr Gepäck durchsucht. «Normalerweise führen solche Leute ihren richtigen Pass versteckt mit sich mit», erklärt mir einer der Uniformierten. Im Gepäck und bei der Personendurchsuchung wird man aber nicht fündig. Die junge Frau ist sehr gelassen, versucht in wenigen undeutlichen englischen Wörtern zu erklären, dass ihre Kinder in Belgien warteten. Sie gibt sich offen als Syrerin zu erkennen. Ihren Pass hätte sie bei der Überfahrt von ihrer Heimat nach Athen im Meer

Hans Hofstetter und Thomas Ammann im Einsatz im Flughafen Zürich.

verloren. Wie viel sie für die gefälschten Papiere bezahlt hätte, möchte Ammann wissen. Verschmitzt gibt sie zu verstehen, dass sie nichts bezahlt hätte. Ammann weiss, dass gestohlene Ausweise oft bis zu 3'000 Dollar kosten.

Die Grenzwächter fanden noch heraus, dass auch die Angabe zur Körpergrösse und das Foto gefälscht wurden. Ihre Erkenntnisse stellen sie zu einem Dossier zusammen und übergeben es eine gute Stunde später der Kantonspolizei Zürich.

Privater Luftverkehr

Wir sind durch den Vorfall etwas aus dem Zeitplan gekommen und verlassen darum den Rot/Grün-Bereich. Ein Privatflugzeug ankommend aus Wien rollt mit zwei Passagieren zur Parkposition im Bereich für den privaten Flugverkehr. «Hier gehen wir schauen, ob die Passagiere etwas zum Verzollen mitführen», beginnt Hofstetter, «denn gerade aus Wien wird oft Kunst eingeführt.» Der überschaubare und menschenleere Ankunftsbereich hier verfügt ebenfalls über ein Zollbüro. Besetzt sei dies aber nur, wenn jemand im Voraus oder direkt hier telefonisch verlangt, Waren anzumelden. Oder eben bei Stichproben. Das österreichische Ehepaar möchte hier aber nur Freunde zum Weiterflug nach Venedig abholen.

Ansonsten läuft heute nicht mehr viel im Privatflugverkehr. Gegen 14.30 Uhr will Ammann bei einem auf der Isle of Man lizenzierten Privatjet prüfen, ob der Eigentümer nicht möglicherweise seinen Wohnsitz in der Schweiz hat. Wäre das der Fall, müsste die Maschine nämlich zur Zollveranlagung in der Schweiz angemeldet sein. Erst kürzlich meldete Hofstetter einen solchen Flieger der zuständigen Behörde. «Der bezahlt nun über drei Millionen Zollgebühren, Busse und Verzugszinsen», so Hofstetter. Aber was ist das schon für jemanden, der sich einen zwölfmal teureren Privatjet leisten kann.

***Fotos** Adrian Köstli*

Ist der Nationalstaat

Der Nationalstaat als Bewusstseinsanker ist nach wie vor in den Köpfen vieler Menschen einbetoniert – leider. Denn durch ihn zerfleischt sich der Mensch selbst.

Was ist ein Nationalstaat? Die Verfechter der Nationalstaaten fehlen meist darin, eine Antwort auf diese Frage zu geben. Die Wahrheit ist für sie nicht leicht zu ertragen: Nationalstaaten sind nicht mehr als ein Haufen willkürlicher Grenzen. Die Grenzen auf der Landkarte sind dabei nur der kleinste Teil. Der grösste und schlimmste Teil der Grenzen sind diejenigen in unseren Köpfen. Mit Stacheldraht aus Gedanken wird gut von böse, heimisch von fremd getrennt und mit Wachhunden aus Nationalhymnen, Mythen und Armbrüsten beschützt.

Nur wenn es etwas «Fremdes» gibt, kann es auch etwas «Heimisches» geben. Ein Nationalstaat kann nur durch Abgrenzung bestehen. Während sich die Grenzen und mit ihnen die Denkmuster verfestigen, wird Abgrenzung zu Ausgrenzung.

Wer am Flughafen nicht wie ein Irrer mit dem roten Pass wedelt, gehört nicht dazu. So verkommt auch die vielbeschworene Verschränkung von Demokratie und Nationalstaat zur Farce. Denn wer hat in den nationalstaatlichen «Demokratien» etwas zu sagen? Nur «Schweizer» dürfen mitbestimmen. «Fremde» haben nichts zu sagen.

Ausländer sind böse. Ausländer sind fremd. Doch wie sind «die Schweizer»? Auf diese Frage wüssten vermutlich die meisten viele Antworten. Wie sind «die Deutschen»? Auch hier würde nicht lange gefackelt, von Bierkonsum und ungehobeltem Partyverhalten gesprochen. Genau das ist die Folge des Bewusstseinsankers Nation. Aufgrund eines Stücks Papier namens Pass werden Attribute zugeteilt. Doch was hat ein Schweizer mit seinen Landesgenossen gemein? Verbindet einen Schweizer Studenten nicht viel mehr mit einem Deutschen Studenten als mit einem Schweizer Bergbauern?

Menschen werden Menschen fremd

Nationales Denken treibt einen Keil zwischen die Menschen. Der Mensch wird dem Menschen fremd, auf eine Nationalität reduziert. Er wird zum Gefangenen der Grenzen in seinem Kopf. Doch wer hat sich seine Nationalität schon ausgesucht? Sind wir nicht in einem ähnlichen Denken verhaftet wie der Adel im Mittelalter? Früher hiess es: Durch Geburt werde ich König. Heute heisst es: Durch Geburt werde ich Schweizer. Beides heisst: Durch Geburt darf ich über andere bestimmen; Herrschaft als Ergebnis der Geburtenlotterie.

Die Menschen werden immer mobiler. Das Staatsvolk läuft dem Territorialstaat davon, die Wirtschaft giert nach Arbeitskraft aus aller Welt. Diese Entwicklungen werden für uns alle bestimmend sein. Denn wer von euch möchte später mal im Ausland arbeiten? Im Ausland leben? Aber wer möchte Ausländer sein?

Die Zeit ist reif für eine neue Form der gesellschaftlichen Organisation. Reaktionäre würden gern zurück in eine Zeit isolationistischer Nationalstaaten. Damals wie heute erzählen sie Ammenmärchen von der bösen, bösen Internationalisierung. Dabei haben sie vor lauter Träumen von «der guten alten Zeit» vergessen, dass weder die Gesellschaft noch ihre Zukunft statisch sind. Es gibt mehr als nur ein Erscheinungsbild neuer Gesellschaften. Lokale Selbstverwaltung wäre demokratischer als ein Nationalstaat es je sein könnte. Eine Welt ohne Nationalstaaten muss weder eine Welt im Chaos noch im Totalitarismus sein. ■

***Redaktor** Keto Schumacher*

***Fotos** Livia Eichenberger*

ein Auslaufmodell?

Trotz Globalisierung ist die Nation als Bewusstseinsanker in den Köpfen der Menschen verankert geblieben. Nationale Identität ist kein Abstraktum. Sie lebt – mehr denn je.

Ich beginne damit, was ein Nationalstaat nicht ist: ein ethnisch homogener Staat, Blut und Boden, Stechschritt oder stehende Heere. Auch ist damit nicht Nationalismus gemeint, wie aktuell gegiftelt wird. Nationalstaat bedeutet Staatsvolk, Staatsgebiet und Staatsgewalt. Es bedeutet im Klartext, dass auf einem bestimmten, klar abgegrenzten Gebiet die Bürger über die zentralen Fragen, die sie betreffen, selbst bestimmen dürfen. Der Nationalstaat fokussiert sich also auf die Kernidentität des Volkes!

Heimatliebe heisst nicht Abschottung

Die glühenden Advokaten der «Global Governance» sehen dies natürlich anders. Sie setzen Heimat mit Hinterwäldlertum und Abschottung gleich. In einer Welt der Globalisierung, so teilen sie einem mit, sei das traditionelle Konzept des unabhängigen Nationalstaates obsolet geworden. Im Glauben an den Fortschritt und an eine mobile Bürgerschaft sollen unter dem Dach nachhaltiger Politikziele vielmehr globale Kooperationsmechanismen wirken, welche plurizentrische Transformationsansätze mit einer unvergleichlichen Gesamtdynamik in Bewegung setzen.

Je fremder die Wörter, desto erkennbarer der Unsinn. Die Strategie ist klar: Im tiefen Glauben an den Internationalismus soll in Zukunft – in kommunistischer Tradition – ein allwissender, internationaler Staat das Leben des einzelnen planen und lenken. Wer in einer Weltregierung auf demokratische Entscheidungsrechte hofft, soll einmal einen ernsthaften Blick auf heutige supranationale Gebilde wie EU, NATO oder UNO werfen. Hier werden die Fehldeutungen der entwurzelten Modernisten erst recht deutlich: Sie verkennen, dass Demokratie und zivile Gesellschaft untrennbar verbunden sind mit dem Nationalstaat. Die heutigen Bürgerrechte und Freiheiten wurden freilich aus ihm geboren.

Doch zum Glück geraten die hochfliegenden Pläne der Sozialromantiker langsam ins Stocken. Im Ernstfall bleibt das Völkerrecht wirkungslos und die UNO handlungsunfähig. Die Nationalstaaten wollen deshalb zu Recht Herr über ihre Angelegenheiten bleiben. Auch in der Schweiz merken die Internationalisten langsam, dass wir in einer Demokratie leben und leben wollen, in der Staatsform, in der das Recht sein Dasein im Geiste der Volksgemeinschaft, im nationalen Gesamtwillen hat – und nicht, wie empfohlen, im archaischen Geflecht von undemokratischen Strukturen.

Bürger im Mittelpunkt

Die internationale Linke diagnostiziert diese Entwicklung natürlich als grassierenden, aggressiven Nationalismus. Doch sie irrt. Es handelt sich im Gegenteil um eine heilsame Retourkutsche gereifter Demokratien. Die Zeit, in der die Menschen fromm den utopischen Visionen und eifrigen Worten der Linksnostalgiker lauschten, ist vorbei. Die Bürger wollen wieder im Mittelpunkt stehen. Emotionale Bindung an die Nation wird nicht mehr als Zeichen der Rückständigkeit gesehen. Sie wird vielmehr verstanden als freiheitlicher Schutzwall gegen die unter der Flagge des universellen Fortschritts marschierenden Totalitarismen unserer Zeit. Das ist richtig und gut so. ■

***Redaktor** Matthias Müller*

Das «es» ist dem «sie» sein Tod

In der Sprache manifestiert sich, was immer mehr zur Realität wird: Trotz allem Testosteron und Östrogen verschwimmen die Grenzen zwischen Frau und Mann. Und das ist gut so.

GABRIEL ZÜLLIG
Chefredaktor

Und gleich noch eine Provokation: die Studierendenschaft und die hitzige Debatte um ihre Namensänderung kann sich diesem Trend nicht entziehen. Unsere Zeit schubladisiert gerne «typische» Damen und «typische» Kerle und meint, pseudocharakteristische Zuweisungen von Attributen machen zu müssen, die das Unvermeidbare vertuschen: Die Grenze zwischen Männlein und Weiblein verwischt immer mehr.

Geschlechtsneutrale Sprache

Das manifestiert sich in der Sprache: Während unsere Grosseltern die Frau des Lehrers noch mit «Frau Lehrer» ansprachen, ist es heute natürlich geworden, «Lehrer» und «Lehrerin» zu sagen. «Das Lehrende» zu sagen ist nur ein logisch folgender Schritt und übertrifft Wortakrobatik wie «LehrerIn» in punc-to Eleganz bei Weitem. Im Schwedischen hat in den letzten Jahren ein neues Personalpronomen Einzug gehalten: «hen». Es ist weder «han» (sie) noch «hon» (er), aber auch nicht es und nicht etwas, sondern irgendwas dazwischen. Das ist nicht Alibi-Feminismus. Es macht zum Ersten das Leben bedeutend einfacher: Wer hat sich nicht schon darüber genervt, unelegante Doppelnennungen verwenden zu müssen? Und wer geniesst nicht, dass man im Englischen sowohl das Dozierende als auch das beste Befreundete einfach mit «you» anspricht? Die neutrale Sprache ist einfach praktischer. Zum Zweiten ist sie Ausdruck davon, dass die strikte Trennung in Männer- und Frauenbilder sich auflöst.

Tendenz zur Konvergenz

Manch eine Frau in der Wirtschaftswelt oder der Armee verhält sich männlicher als die meisten HSGler es je könnten, innerhalb von einem halben Jahrhundert haben sie weite Teile der akademischen Welt (zumindest ausserhalb St. Gallens) erobert. Bei Männern wird es, Göttliches sei Dank, immer akzeptierter, dass sie nicht die Rolle des Oberhauptenden übernehmen, sondern vermeintlich weibliche Aufgaben wie Familienbetreuung vom Spielplatz bis hin zum Stillen übernehmen. Bärte sind zwar hip (aber nicht mehr so hip wie auch schon), aber ungetrimmte Körperbehaarung gilt als unschön. Zugegeben, bei der Chancengleichheit und dem Abbau von unnötigen Abgrenzungen in puncto Berufswahl, fairer Entlöhnung und sozialer Anerkennung haben wir noch einen weiten Weg vor uns, aber die Tendenz zur Konvergenz der Geschlechter stimmt.

Wir bewegen uns hin zu einem Ein-Geschlecht-Modell, in dem Penisse und Vaginas zwar biologische Fakten sind, aber nicht unmittelbar mit sozialen Rollen verknüpft werden. Die Sexualität wird ein Kontinuum. Das ist aber keine neue Erfindung.

In den Büchern des römischen Medizinpraktizierenden Galen von Pergamon, dessen Lehre das europäische Denken über den Körper Jahrhundertelang dominierte, sah man keinen biologischen Unterschied zwischen Mann und Frau: Penis und Skrotum seien lediglich die Umgekehrung von Vagina und Uterus, wie wenn man einen Handschuh umstülpt. In der Antike war man weniger verklemmt. Es gab nicht rosarot und hellblau, sondern den ganzen Regenbogen in allen möglichen Schattierungen: feminine Männer, stramme Damen, alte Männerkörper, die zunehmens aussehen wie weibliche, feine Knaben und vieles mehr. Das «es» ist zwar gewöhnungsbedürftig, aber mit seinem Vormarsch schliesst sich ein Kreis. Wir tun deshalb gut daran, die gesellschaftlich zementierten Geschlechterrollen zu hinterfragen.

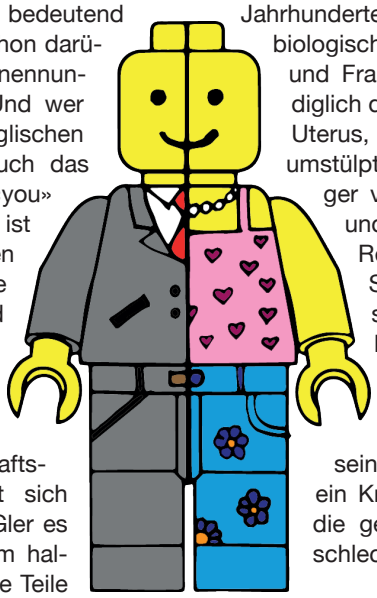


Illustration *Livia Eichenberger*

Exklusiv-Interview mit Fliege Erika

Seit diesem Frühling liegt die berühmteste Fliege der HSG im Gebäude 01 begraben. Nach vielen hartnäckigen Anfragen ist prisma nun der Coup eines exklusiven Tête-à-Têtes mit dem neuen Superstar gelungen.

KEVIN KOHLER
Ressortleiter Thema

Erika, wie fühlst du dich in deiner neuen Heimat?
Ich bin tot, aber danke der Nachfrage.

Geht das auch ohne Sarkasmus?
Mir gefällt es bisher ganz gut hier. Ich bin allerdings schon froh, dass die Menschen hinter eine Glaswand gesperrt bleiben, längst nicht alle sind so zahm wie Frank und Patrik (die Manager der Fliege Erika, Anm. d. Redaktion).

Es sind auch längst nicht alle so begeistert von dir wie die beiden.
Jene, die mir vorwerfen, nichts geleistet zu haben, was meinen Promistatus rechtfertigen würde, vergessen, dass Selbstvermarktung ebenfalls eine Fähigkeit ist. Ich muss doch HSGlern nicht erklären, worin die Vorteile liegen, sich selbst im Hochpreissegment zu positionieren.

Verdienst du die Bezeichnung «Kunst»? Ich kann doch auch gleich mein WC-Papier als Kunst bezeichnen!
Gute Kunst ist für mich nicht nur ästhetisch, sie regt den Betrachter auch zum Nachdenken an. Aus dieser Perspektive sind es nicht zuletzt die provozierten Reaktionen, welche mir meine Legitimation verleihen. Mit wie vielen WC-Rollen hast du bisher ein Interview geführt?

Touché. Deine Mentoren stellen das Verhältnis zwischen Menschen und Fliegen infrage. Wie steht es um diese Beziehung?
Es ist eine Hassliebe. Wir Fliegen erfahren viel Leid, wir haben aber auch gelernt, von euch zu profitieren. Etwas allgemeiner ist festzustellen, dass sich der moralische Kompass des Menschen vor allem nach anthropomorphischen Merkmalen ausrichtet. Tiere, welche mit dem Menschen kommunizieren können oder zumindest den Anschein danach erwecken, erhalten eine bevorzugte Behandlung; Hunde, Katzen, Delfine. Für Fliegen hat der Mensch schlichtweg keine Moral übrig.

Mit dem Gütesiegel «Insect Respect» soll sich dies nun ändern…
Die Aktion ist ein erster Schritt, wir dürfen aber nicht vergessen, dass die Muscaphobie (Angst vor Hausfliegen, Anm. d. Redaktion) noch immer tief in der menschlichen Gesellschaft verankert ist. Es sind längst nicht nur die Extremisten wie der Präsident der USA, welcher ein brutales Tötungsvideo aussendete. Die Unterdrückung geschieht auch auf einer viel subtileren Ebene: mit dem Ausspruch «Mach die Fliege» oder den «no-fly zones», über die im UNO Sicherheitsrat immer wieder diskutiert wird. Es gibt aber auch Personen, welche sich für die Kultur der Fliegen interessieren. Ein Freund hat mir kürzlich ein Video geschickt, in dem sich zwei Frauen an unsere Küche wagen. Die beiden haben einen Becher und …

Stoooppp!!! Ich glaube, ich verstehe schon, worauf du hinaus willst! Themenwechsel: Wie stehst du zur Frage «Studentenschaft oder Studierendenschaft»?
Wenn ich ein Mensch wäre, würde ich jetzt sagen, diese Frage sei mir schei**egal, doch im Gegensatz zu euch ist mir die Schei**e nicht egal.

Gibt es noch etwas, das du den Lesern mitteilen möchtest?
Ich weiss, dass einen manche Fliegen zum Teil ganz schön auf die Nerven gehen können, aber zeigt in solchen Fällen doch bitte etwas mehr Nachsicht. Wie würdest du dich fühlen, wenn dein Klo plötzlich versuchen würde, dich mit der Bürste umzubringen?

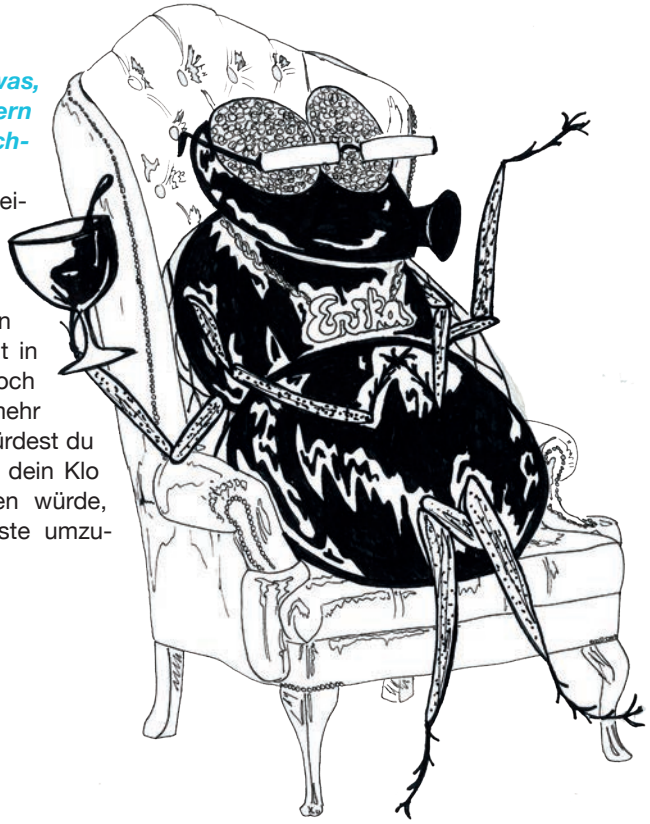


Illustration Deborah Maya Beeler

Zwischen Entfesselung und Abhängigkeit

Weil der Uni das Budget gekürzt wird, darf und muss sie nun vermehrt selbst Gelder beschaffen. Die Unabhängigkeit von Lehre und Forschung steht dabei auf dem Spiel.

NINA AMANN
Ressortleiterin Campus

Not macht bekanntlich erfinderisch. Wegen Spardrucks im Kanton wurde auch der Universität St. Gallen das Budget gekürzt: Auf stattliche 3.5 Millionen Franken pro Jahr muss sie ab 2016 verzichten. Wie aber soll die Uni das verkraften und gleichzeitig ihren Ruf als führende Wirtschaftsuni halten? Diese Frage hat sich wohl auch das sankt-gallische Bildungsdepartement im Rahmen des Entlastungsprogramms 2015 gestellt und einen Lösungsvorschlag präsentiert: Das Budget wird gekürzt; im Gegenzug soll die Uni mehr unternehmerische Freiheiten erhalten. Das notwendige Gesetz dazu hat der Kantonsrat Ende Februar 2015 durchgewinkt. Die Uni soll sprichwörtlich entfesselt werden.

Uni ab 2016 mit Eigenkapital

Was im Ausland gang und gäbe ist, stellt in der Schweizer Universitätslandschaft ein Novum dar. Ab 2016 erhält die Uni einen fixen Staatsbeitrag, der jeweils auf vier Jahre ausgelegt ist. Innerhalb eines Leistungsauftrages darf die Uni künftig eigenständig bestimmen, welche Gelder sie für welchen Zweck aufwendet. Mit dem neuen Gesetz erhält die Uni zudem das Recht, «Eigenkapital in angemessener Höhe zu bilden, um unternehmerische Risiken zu tragen», wie es in der Botschaft der Regierung steht. Konkret heisst das: Die HSG erhält mehr Autonomie, indem sie Mittel selber erwirtschaften kann, etwa durch Forschungsaufträge, Fundraising und Sponsoring.

Dadurch steigt aber auch die Gefahr, dass die Uni von Geldgebern aus der Privatwirtschaft abhängig wird. HSG-Privatdozent Mathias Binswanger äusserte gegenüber dem Tages-Anzeiger die Befürchtung, dass sich die Forschung dadurch auf jene Bereiche konzentriere, «wo dieses Fundraising leicht ist». Der Berner Staatsrechtsprofessor Markus Müller spricht im Tages-Anzeiger gar von einem klaren Signal «für die hemmungslose Ökonomisierung der Wissenschaft». Ein weiteres Fragezeichen gibt es auch im Hinblick auf die Studiengebühren. So schrieb die NZZ im Februar,

es sei noch zu klären, ob die HSG diese künftig selber festlegen kann. Nicht zuletzt könnte auch die Lehre zu kurz kommen, weil sich die Uni zur Deckung der Kosten vermehrt auf die Forschung konzentrieren muss – etwa durch Forschungsaufträge, die Geld in die Kasse spülen.

Die Universität ist indes überzeugt, dass sie mittelfristig durch erhöhte Effizienz und grössere Autonomie den tieferen Kantonsbeitrag kompensieren kann. So steht es in einer Medienmitteilung vom September 2013. Für eine Stellungnahme zu den jüngsten Entwicklungen war die Uni nicht erreichbar.

Praxis passt zur HSG-Kultur

Bei der SHSG blickt man «kritisch optimistisch» in die Zukunft. «Es ist wichtig, dass keine starken Abhängigkeiten zu einzelnen Unternehmen entstehen, denn die Unabhängigkeit der Forschung und Lehre muss gewahrt werden», sagt SHSG-Präsident Shin Szedlak. Er glaubt, dass die neue Praxis gut zur Kultur der HSG passt. «Es ist gut möglich, dass durch einen effizienteren Einsatz der Ressourcen Fortschritte erzielt werden können und die Qualität dadurch steigt», sagt er. Die Studentenschaft müsse in Zukunft aber ein Auge auf die Fremdfinanzierung haben, gerade weil der Aufbau von Eigenkapital attraktiver werde.

Illustration *Eugénie Mathieu*

Hilfreich. Preiswert. Verboten.

Nachhilfeportalen wie Youknow.ch ist es verboten, auf dem HSG-Campus zu werben. Bei der Suche nach Gründen stösst man nicht nur auf die Thematik der Chancengleichheit, sondern auch auf Mängel in den Unterrichtsmaterialien der HSG.

SILVAN AESCHLIMANN
Redaktor

Aus vielen Studentenleben sind sie nicht mehr wegzudenken: externe Lernhilfen wie die Nachhilfeplattform Youknow.ch oder die Ordner von Uniseminar. Nicht selten bilden sie die Grundlage für einen effizienten Lernprozess und das erfolgreiche Bestehen der Prüfungen. Dennoch ist Werbung für externe Lernhilfen auf dem Campus der HSG verboten – bei Nichteinhaltung droht die Universitätsleitung mit rechtlichen Schritten. Diese Erfahrung machte Youknow.ch nach Plakat- und Flyer-Aktionen. Warum kommen zwei Parteien, deren gemeinsames Ziel die Bildung der Studenten ist, auf keinen grünen Zweig?

Externe Lernhilfe auf Campus verboten

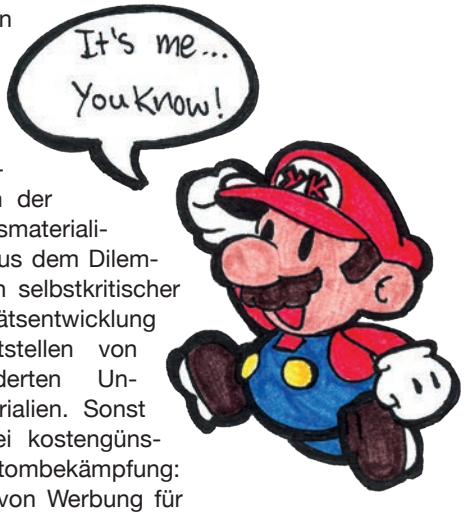
Shin Szedlak, Präsident der SHSG, kennt nicht nur beide Seiten der Geschichte, sondern war mit seinem SHSG-Team auch Mitbegründer der Idee, Universität und Nachhilfeplattform enger zu verknüpfen: «Zu Beginn unserer Amtszeit haben wir uns gefragt, an was es dem Angebot an der HSG noch fehlt», erklärt Shin. Dabei sei man zu dem Schluss gekommen, dass es noch an Hilfe von Studenten für Studenten mangle. «Da Youknow.ch im Vergleich zu anderen Nachhilfeplattformen sehr preiswert ist, hat sich die Idee konkretisiert, eine Partnerschaft einzugehen und deren Homepage mit jener der SHSG zu verlinken», so der abtretende Präsident. Doch die Universitätsleitung intervenierte.

Auf dem Campus der HSG ist Werbung für externe Lernhilfe verboten, das gilt auch für die SHSG-Homepage. Hauptgrund für das Verbot ist laut dem SHSG-Präsidenten, dass externe Lernhilfeanbieter profitorientierte Unternehmen seien. «Die Universität will keine Lernhilfen fördern, die wirtschaftlich besser gestellte Gruppen bevorteilen.» Das würde nicht zur Grundidee der Chancengleichheit passen. Dazu kämen noch andere Argumente wie Urheberrechtsverletzungen der Lernmaterialien. Lukas Gschwend, Prorektor für Lehre an der HSG, kennt die Auswirkungen, wenn Prüfungsvorbereitung nicht mehr ausschliesslich von der Universität betrieben wird: «Nach der Einführung des Assessmentjahres begannen einige Assistenten, die unter Umständen die Prüfung konstruierten, private Prüfungsvorbereitungskurse anzubieten. Das darf natürlich nicht sein.»

Ungenügende Lernmaterialien an der HSG

Für Philipp Blumer, Mitgründer von Youknow.ch und selbst seit über sechs Jahren Student an der HSG, liegt es auf der Hand, warum die Nachfrage nach Lernhilfen so gross ist: «Die Qualität der Lernmaterialien ist ungenügend.» Sie würden nicht weiterentwickelt. Shin Szedlak sieht die Problematik an gleicher Stelle: «Einerseits schafft es die Universität offenbar nicht, geeignete Lernmaterialen zur Verfügung zu stellen. Andererseits entwickelt sich aufgrund der Konkurrenzsituation die Angst unter den Studierenden, ohne externe Lernmaterialen einen Nachteil zu haben.»

Alleine die Existenz einer Nachfrage nach externer Lernhilfe stellt die Qualität der an der HSG abgegebenen Unterrichtsmaterialien stark infrage. Ein Ausweg aus dem Dilemma bietet der Universität ein selbstkritischer Ansatz bei der Qualitätsentwicklung und beim Bereitstellen von massgeschneiderten Unterrichtsmaterialien. Sonst bleibt es bei kostengünstiger Symptombekämpfung: dem Verbot von Werbung für externe Lernhilfeanbieter auf dem Campus. ■



Illustrationen *Deborah Maya Beeler*

Crossing the border to St. Gallen

Challanges of being an

Rasmus from Denmark

The contrast between Copenhagen and St. Gallen constitutes one of the borders I have crossed when I came here from Denmark. Copenhagen is much more international than St. Gallen. Also, I noticed a big difference between the environment at the university and St. Gallen itself. The people in the city have a rather rural lifestyle compared to the students. The language, however, is the main challenge. I understand German, but Swiss German is super hard. I try to speak German as much as I can, but when people give me answers in Swiss German I feel pretty lost. Fortunately, most people speak English, thus the communication channel is established anyway. When it comes to the social life, barriers already appear in the microenvironment of my apartment. This is not meant negatively, but four people can differ a lot from each other in terms of taste and interests. Thus, stereotyping the Swiss in general is impossible. In any case, adapting to the new environment is of crucial importance. In my opinion, this constitutes a key responsibility an exchange student bears while studying abroad. As most people are very open and friendly, I do not face any social borders. ■

Dania from Colombia

The biggest challenge is the language. The vending machines on the bus for example do not feature an English option to buy a bus ticket. Most students speak English, but this is not the case with people in supermarkets and shops. Generally, being on one's own is unfamiliar and difficult. In Colombia, most students live with their parents and are not used to be responsible for themselves. Also, university culture is different from home. For example, here it seems usual that at the end of a lesson, the students clap their hands. At my university this is not a habit. In terms of social life, it seems rather difficult to get to know people. Many times people stand in groups and do not seem interested in getting to know others and establishing contact with them takes quite some effort. However, I really enjoy the parties here in St. Gallen and go out here more often than at home. Furthermore, life in general is very expensive here. This holds true especially when it comes to food. Here, the mensa and cafeteria are very expensive compared to my home university. Also, there are many restaurants around campus which offer plenty of options for any taste. ■

exchange student

Julien from France

The environment in St. Gallen is very different. The campus of Sciences Po is located at the heart of Paris, compared to which St. Gallen is rather small. Despite its size the city of St. Gallen is attractive. I find it pleasurable to meet other students by chance in the streets and enjoy nature. I like to go hiking, especially to the lake. When it comes to cultural activities, it is rather difficult to find things to do in St. Gallen. With respect to that I sometimes feel isolated if I compare life here to that in Paris. While the Parisian rhythm outclasses St. Gallen, the quality of life here is very enjoyable. Also, the Swiss do not meet the French prejudices. The French picture the Swiss as rather cold and for them rules matter a lot. As far as I have experienced the social environment here, I can say that this is not true. Surprisingly, the language does not cause any problems. Since most of my Swiss friends prefer talking to me in English or French, I actually don't need to know Swiss German. If you want to go beyond, though, Swiss German definitely bears a challenge. ■

Ramon aus der Schweiz

An der HSG herrscht eine andere Kultur als an der Uni Bern. St. Gallen ist eine Studentenstadt. Man unternimmt viel mehr zusammen, sei dies beim gemeinsamen Kochen in der WG oder im Ausgang. In Bern ist es ganz anders. Nach der Uni gehen die meisten Studenten zurück nach Hause. Eine grosse Herausforderung war sicher das Alleinsein. Dadurch dass ich am Wochenende nach Hause fahre, bleibt, der Kontakt zu meinen Freunden dennoch erhalten. Dank des BuddySystems bin ich grösstenteils mit anderen Austauschstudenten unterwegs. Einige wenige kommen aus Zürich oder der Romandie, die Mehrheit hat aber einen internationalen Hintergrund. Ich lerne so andere Studenten aus verschiedenen Ländern kennen, obwohl ich meinen Austausch nicht im Ausland verbringe. Swiss Mobility ist ein tolles Programm, das viel mehr genutzt werden sollte. Nur schon puncto Anrechenbarkeit der Credits hat man innerhalb der Schweiz keine Probleme. Ich überlege mir sogar, meinen Abschluss an einer anderen Schweizer Uni zu machen – vorausgesetzt, ich müsste meine Bachelorarbeit nicht auf Französisch schreiben. Auf jeden Fall will ich von den Möglichkeiten des Swiss Mobility Programms weiterhin profitieren. ■

Interviews *Nina Amann, Adrian Köstli, Livia Eichenberger und Simone Brunner* ***Fotos*** *Livia Eichenberger*

«Proudly small» und doch ganz gross

Am 7. und 8. Mai geht das St. Gallen Symposium mit dem Motto «proudly small» in seine 45. Runde. Für die Organisation ist das 25-köpfige ISC-Team seit September im Einsatz.

SEVGI YUZULMÜS
Redaktorin

Das alljährliche Treffen der «leaders of tomorrow» und «leaders of today» rückt immer näher und wieder einmal wird der HSG-Campus von einer überdurchschnittlichen Zahl an BMWs befahren werden und mit den berühmt-berüchtigten weissen Zelten geschmückt sein. Seit seiner Entstehung im Jahr 1970 findet das Symposium stets grosse Beachtung. Betont wird insbesondere die hohe Qualität der Veranstaltung, die ausschliesslich durch studentische Kräfte gestemmt wird.

Klein, und stolz drauf

Das Streben nach Grösse begleitet die Menschheit seit eh und je. Auch Führungskräfte sehen die Expansion ihrer Unternehmen oftmals als grosses Ziel. Schwerpunkt des diesjährigen Symposiums bildet hingegen das Motto «proudly small». Hierbei soll der Blick von einer reinen Grössenorientierung der Unternehmen abgewendet und stattdessen die Vorzüge kleinerer Unternehmenseinheiten näher betrachtet werden. Das Paradebeispiel «Nespresso» verdeutlicht bereits, dass sich auch die kleinen Einheiten eines Grosskonzerns erfolgreich weiterentwickeln können. Wichtig ist jedoch, dass ihnen die hierfür nötige Verantwortung übertragen wird. Diesbezüglich werden spannende Persönlichkeiten wie etwa Paul Polman, CEO von Unilever, Thomas Jordan, Präsident der SNB und Nick Hayek, CEO der Swatch Group, an der Veranstaltung teilnehmen. Die Studenten der HSG sind eingeladen, an den «background sessions» in der Bibliothek teilzunehmen, um mit den Führungspersönlichkeiten direkt in Kontakt zu treten.

Vorbereitungen in vollem Gange

Bereits im September 2014 starteten die Vorbereitungen mit einem Team von 25 Studenten (siehe Bild). In einer ersten Phase wurde den meisten Teammitgliedern jeweils ein geografischer Markt, zum Beispiel Singapur und Malaysia oder die nordischen Länder, zugeordnet. Sie tragen in ihrem

Gebiet die Verantwortung, die bestehenden Kontakte zu den Sponsoren zu pflegen und neue Teilnehmer für das Symposium zu gewinnen. Bei den Teilnehmern handelt es sich sowohl um Referenten als auch die besagten 600 «leaders of today» und 200 «leaders of tomorrow». Von den Letzteren werden 100 Persönlichkeiten, welche sich bereits im jungen Alter durch besondere Leistungen ausgezeichnet haben, direkt durch drei Mitglieder des ISC-Teams ausgesucht. Weitere 100 qualifizieren sich über einen Essay-Wettbewerb, welcher von Doktoranden und Postdoktoranden von HSG und ETH ausgewertet wird. Von der HSG konnten sich dieses Jahr fünf Studierende der Masterstufe für das Symposium qualifizieren.

Die eigentliche Eventorganisation startete dann Mitte Februar. In dieser intensiveren zweiten Phase geht es unter anderem um die Organisation des Caterings, Hostings und der Aufbauarbeiten. Hierbei spielt die Support Crew, an der sich jedes Jahr zahlreiche Studenten der Uni beteiligen, eine grosse Rolle. Barbara Wögerbauer, Mitglied der ISC-Leitung, meint deshalb: «Wir sind erfreut, dass wir jedes Jahr von 300 bis 400 Studenten der HSG unterstützt werden und sind ihnen hierfür sehr dankbar».

Foto zvg

Schluss mit HaKo, ReKo und KuKo

Das Kontextstudium soll reformiert werden. Neu soll es in Skills/Sprachen und in Fokusbereiche, eine Art Nebenfach, unterteilt werden. Schriftliche Arbeiten werden aufgewertet, um die Prüfungsleistungen anzugleichen.

NINA AMANN
Ressortleiterin Campus

An der StuPa-Sitzung Anfang März sickerten die ersten Informationen durch: Gemäss provisorischem Protokoll wird das gesamte Kontextstudium einer Reform unterzogen. Im Protokoll steht, dass die Schreibkompetenzen der Studenten gefördert werden sollen. Deswegen habe sich die School of Humanities and Social Sciences, die für das Kontextstudium verantwortlich ist, überlegt, dass die Prüfungsleistungen immer schriftliche Arbeiten beinhalten sollen. Geeinigt hat man sich «auf eine Prüfungsleistung von schriftlichen Leistungen mit zehn Seiten Umfang», steht im Protokoll weiter.

Wie ein Nebenfach

Gemäss zusätzlichen Informationen, die prisma vorliegen, ist diese Änderung aber nur ein kleiner Teil einer viel grösseren Reform, die das Kontextstudium betrifft. Das Kontextstudium, so wie wir es heute kennen, soll es nämlich ab Herbstsemester 2016 nicht mehr geben. Die Unterteilung zwischen HaKo und ReKo/KuKo dürfte hinfällig werden. Neu soll stattdessen eine Aufteilung in Skills/Sprachen und in Fokusbereiche erfolgen, letzteres Gefäss würde insbesondere aus den ehemaligen ReKo/KuKo-Kursen bestehen. Damit eröffnet sich für die Studenten die Möglichkeit, im Rahmen des Kontextstudiums quasi einen Minor zu absolvieren – so wie es Studenten anderer Schweizer Unis als Nebenfach kennen.

prisma wurde erklärt, dass hinter der Reform die Idee stehe, den Nutzen des Kontextstudiums für die Studenten zu erhöhen. Eines der identifizierten Probleme sei, dass Kurse in der Regel auf zufälliger Basis ausgewählt würden, was keine Vertiefung in ein Wissensgebiet erlaube. Mit der neuen Regelung gäbe es nun aber die Möglichkeit, verschiedene Kurse des Kontextstudiums zu einem gösseren Thema – einem von mehreren Fokusbereichen – zu belegen, wie zum Beispiel «Medien und Kommunikation». Dies würde dann im Notenauszug ausgewiesen.

Reform im Gremienlauf

Weil sich die Reform zur Zeit im Gremienlauf befindet, will Yves Partschefeld, administrativer Leiter des Kontextstudiums, aktuell nicht Stellung nehmen. Er bestätigt aber, dass die Reform zum Herbstsemester 2016 in Kraft treten wird und dass die Studenten im Sommer detailliert informiert würden. Die Informationen aus dem StuPa, welche die schriftlichen Arbeiten betreffen, seien nur ein kleiner Teil der Reform, den man im Kontext der gesamten Neuerung betrachten müsse. «Im Zuge der Reform ist eine verbindliche schriftliche Prüfungsleistung von 20'000 Zeichen – 50 Prozent der Gesamtnote – als Standard vorgeschlagen worden», sagt Partschefeld. Diese diene der Sicherstellung der Lernzielerreichung und einer Angleichung der Prüfungsleistungen.

Wie genau die Details der Reform aussehen, ist bisher noch nicht bekannt. Es bleibt also nichts anderes übrig, als bis im Sommer auf die offizielle Kommunikation zu warten. ■

Illustrationen Janina Abrashi

Tanzen für Menschenrechte

Gemeinsam mit Amnesty St. Gallen setzt sich Amplify – der Verein für Freunde und Macher von Musik – für Menschenrechte ein. Sie organisieren ein Benefizkonzert für ein Projekt im Tschad, welches die Bekämfpung des Kinderhandels unterstützt.

SANDRO OREFICE
Redaktor

Der Tschad – ein Binnenstaat in Zentralafrika, gekennzeichnet von Menschenrechtsverstössen und Instabilität. Vor allem die Jüngsten des Landes leiden unter dessen prekärer Situation. Der Tschad ist ein Ausgangsland für Kinderhandel – täglich werden Minderjährige Opfer skrupelloser Menschenhändler. Sie werden wie Ware über die Grenze verfrachtet oder als Soldaten missbraucht. Dem Leiden will eine Frauenorganisation ein Ende setzen und sich gegen Menschen- und Kinderhandel wehren.

Amnesty International und Amplify verbinden sich

Amplify, der Verein für musikbegeisterte HSGler, schliesst sich mit Amnesty International einmalig zu einer Allianz zusammen. Amplify hat bereits mehrere Konzerte organisiert, aber noch nie zuvor wurde eines einem wohltätigen Zweck gewidmet. Einerseits wollen die beiden Vereine mit dieser Aktion auf die Menschenrechtsverletzungen im Tschad aufmerksam machen, anderseits benötigt der Aufbau der Frauenorganisation weitere finanzielle Mittel. Das Projekt richtet sich in erster Linie gegen den verbreiteten Kinderhandel

und soll Kindern langfristig eine menschenwürdige Zukunft ermöglichen. Das Projekt soll nicht nur monetär unterstützt werden, sondern auch

die Aufmerksamkeit der breiten Öffentlichkeit geniessen. Eine Standaktion und diverse Plakate und Flyer werden diesen Zweck erfüllen.

Rhythmen für Gerechtigkeit

Um uns an das Glück zu erinnern, in einem politisch stabilen Land leben zu dürfen, organisieren Amplify und Amnesty ein Benefizkonzert und erhellen unsere Gemüter mit heiterer Musik. Am 24. April 2015 findet in der Grabenhalle das Konzert «Rhythm of Rights» statt. Das Zielpublikum sind nicht nur HSGler oder FHSGler; die ganze Bevölkerung der Stadt St. Gallen und Umgebung ist eingeladen. Für Abwechslung und Tanzstimmung sorgen die drei aufstrebenden Ostschweizer Bands Private Blend, BluePearl und Royal Riot. Anschliessend lässt das Dachs DJ-Set den Abend ausklingen. Damit bildet sich ein ganzer Klangsee, der sich aus Funk, Pop Rock und Fun Punk zusammensetzt. Da das Benefizkonzert im Namen der Menschenrechte steht, ist es den Besuchern frei überlassen, die Höhe des Eintritts zu bestimmen. Wichtig zu erwähnen ist, dass der ganze Erlös des Abends direkt dem Projekt zufliesst. Das Budget wird durch Sponsoring gedeckt, die Bands spielen ohne Gagen, da es sich um eine Benefizveranstaltung handelt. ■

Fotos *Livia Eichenberger*

Gemeinsam für einen guten Zweck

Unter dem Motto «St. Gallen gegen Leukämie» liessen sich HSGler für die Blutstammzellen-Datenbank typisieren.

Am 24. März fand bereits zum fünften Mal in Folge die studentische Aktion «St. Gallen gegen Leukämie» statt: eine Kooperation mit dem Schweizerischen Roten Kreuz (SRK) zur Typisierung von Blutstammzellen an der HSG. In wenigen Minuten konnten sich Interessierte mittels einer Mundschleimhautprobe an einem Wattestäbchen typisieren, registrieren und in die internationale Datenbank aufnehmen lassen. Damit unterstützten die Studenten nicht zuletzt auch die Vision des SRK, für jeden Patienten einen passenden Spender zu finden. Auch dieses Jahr konnte sich die Aktion über grossen Zulauf freuen. «Vergangenes Jahr liessen sich 270 Studenten typisieren, dieses Jahr dürfte sich die Anzahl Registrierungen im Vergleich zum Vorjahr gar noch gesteigert haben», prognostizierte Florian Bösch, Mitorganisator der Aktion, noch während deren Durchführung. Seine Vision wäre es, die Initiative mittels der Gründung eines Vereins an der HSG auf andere inländische Hochschulen auszuweiten und den guten Zweck in der Schweiz zu etablieren. ■

Text und Bild *Luana Rossi*

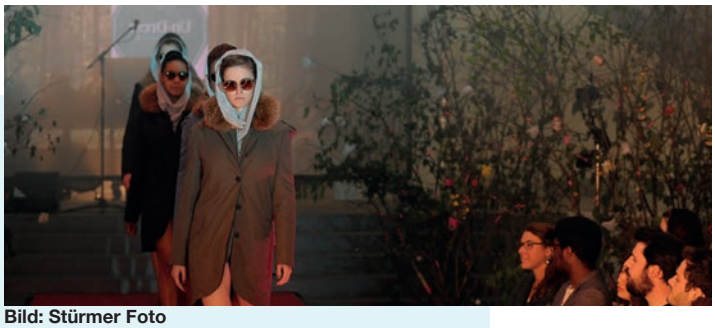


Bild: Stürmer Foto

Mode und Poetry Slam

Un-dress von oikos und dem Marketingclub überzeugte mit nachhaltiger Mode und einer guten Show.

Dass Stil, Kreativität und Nachhaltigkeit sich gegenseitig nicht ausschliessen, bewies das Team von Un-dress auch dieses Jahr. Zum ersten Mal fand der Anlass im Hotel Einstein St. Gallen statt. Im Rahmen der Workshops am Nachmittag erfuhren die Studentinnen und Studenten Wisseswertes über vielfältige Aspekte der Nachhaltigkeit in der Textilbranche. Am Abend stand als Highlight die Modeschau auf dem Programm. Dort liessen sich die professionell zur Schau gestellten Meisterwerke auf dem Laufsteg betrachten. Noch fünf Minuten vor Beginn der Show versuchten Modebegeisterte, Karten für den seit Wochen ausverkauften Anlass zu ergattern, der auch eine grosse Designerausstellung und Liveauftritte von Künstlern umfasste. Insgesamt wirkte der Event sehr professionell und fand beim Publikum viel Zustimmung. Bejubelt wurden auch die Models, die an der Universität gecastet wurden. Mit dabei war auch Ex-Miss Schweiz Amanda Ammann. Durch den Abend führte Marco Fritsche. Ein weiteres Highlight war der Auftritt von Laurin Buser, der mit seinem bewegenden und kritischen Poetry Slam-Text zu Naturschutz und Nachhaltigkeit das Publikum fesselte und zum Nachdenken anregte. ■

Text *Simone Brunner und Amelie Scholl*

Wann hast du das letzte Mal deine persönlichen Grenzen überschritten?

prisma hat nachgefragt...

Marko Assessment

«Definitiv in der letzten Lernphase. Ich hatte noch nie zuvor so viel gelernt und dann hat es sich nicht einmal gelohnt.»

Jennifer Assessment

«Der Umgang mit Stress hier an der Universität brachte mich zuletzt über meine Grenzen hinaus.»

Samuel Bachelor IA

«Das war kürzlich, als ich an einem Wochenende ein Fussballturnier, einen Skitag und dann noch ein Fussballspiel absolvierte. Ich konnte danach kaum noch gehen und musste mir so weiche Gummischuhe kaufen. Die sind grossartig.»

Aleksandar Bachelor IA

«Ich glaube, wir setzen uns selbst im mentalen Bereich Grenzen, die uns einschränken. Das habe ich vor allem im Militär gemerkt. Solange der Kopf will, marschiert man weiter, auch wenn der Körper schon lange nicht mehr kann.»

SILVAN AESCHLIMANN
Redaktor

LIVIA EICHENBERGER
Fotografin

Joëlle
◢ Assessment

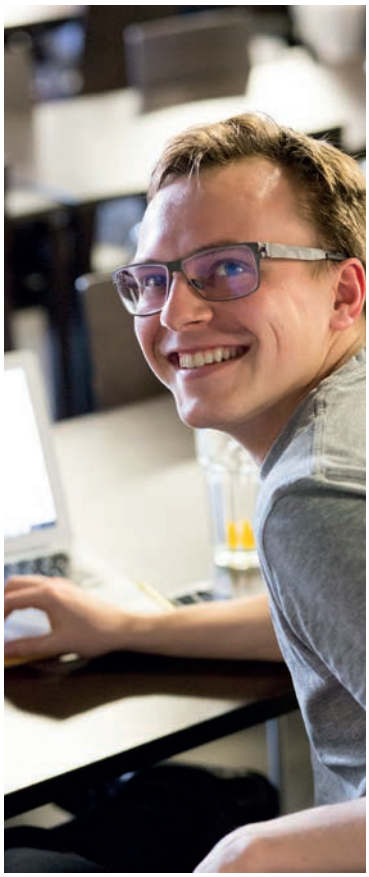
«Ich trainiere für den Greifenseelauf und habe deshalb zum ersten Mal versucht, zehn Kilometer am Stück zu laufen. Ich bin gelaufen, bis ich nicht mehr konnte und trotz vielen Blasen hat es geklappt.»

Katarina
◢ Assessment

«In Amsterdam … – Das war eine super Erfahrung. Man ist nur einmal jung. Ich konnte es zuvor nur schlecht einschätzen und war dann sehr ungeduldig.»

Stefan
MAccFin ◢

«Kürzlich ging ich das erste Mal Gleitschirmfliegen. Du musst auf den Abgrund zurennen und weisst, dass es entweder rauf oder runter geht. Glücklicherweise ging es zumindest geradeaus.»



Felix
◢ Bachelor VWL

«Als ich dieses Interview geben musste.»

Stress – die Würze des Lebens

Täglich begegnen wir ihm und müssen uns mit ihm arrangieren: Stress. Eine kleine Anleitung, wie wir den alltäglichen Kampf vermeiden oder gewinnen können.

ALEXANDER WOLFENSBERGER
Redaktor

Da ist es wieder, dieses Gefühl. Die Hände werden nass, der Nacken verkrampft und man hat den Eindruck, nicht Herr der Lage zu sein. Es hält uns am Abend wach und sorgt dafür, dass wir uns unruhig im Bett hin- und herwälzen. Selbst die Fahrt zur Arbeit oder zum Studium ist nicht mehr dieselbe. In Gedanken versunken überdenken wir immer wieder und wieder die Situation. Kann ich das schaffen? Bin ich gut genug? Was, wenn nicht? Die einen verkraften es besser, die anderen sind nur noch angespannt und explodieren beim kleinsten Problem. Mit einem Wort: Stress. Jeder erlebt ihn, fast jeden Tag. An bestimmten Tagen kommen wir gut mit ihm klar und an anderen erdrückt er uns förmlich und bringt uns an unsere Grenzen. Doch was ist Stress eigentlich? Was macht er mit uns und wie sollen wir mit ihm umgehen?

Stress, der evolutionäre Reflex

Um Stress verstehen zu können, müssen wir zurück in die Vergangenheit des Menschen – in eine Zeit ohne Internet und Strom, welche noch von Raubtieren und Höhlen geprägt war. Nehmen wir durch unsere Sinne eine Gefahr war, beispielsweise den bedrohlich wirkenden Säbelzahntiger, so löst dies einen tief verankerten Reflex aus. Körperlich betrachtet ist Stress nichts weiteres als ein Alarmprogramm, durch das in kurzer Zeit viel Energie bereitgestellt wird. Herzschlag, Atemfrequenz und Blutdruck steigen, während die Muskeln durchblutet und angespannt werden. Körper und Kreislauf sind bereit, durchzustarten. In der Biologie würde man von einem «fight or fligth»-Szenario sprechen: kämpfen oder fliehen. Aber was vor 10'000 Jahren nützlich sein konnte, ist heute in einer entscheidenden Prüfung, einer Präsentation oder dem Vorstellungsgespräch für den Traumjob weniger hilfreich. Mit zunehmendem Stresslevel kommen immer mehr Schwierigkeiten auf. Die Fähigkeit, rational zu denken und alle Aspekte eines Problems zu sehen, schwindet. Was zuvor noch glasklar erschien, ergibt nun überhaupt keinen Sinn mehr. Wir merken, wie uns die Situation aus der Hand gleitet und wir ihr plötzlich ausgeliefert gegenüberstehen, ohne zu wissen, wie es nun weitergeht.

Von «Burnout» zu «Boreout»

Manch einer würde nun dazu tendieren, Stress aus seinem Leben völlig verbannen zu wollen. Man könnte versuchen, jede potenziell «gefährliche» Situation zu umgehen, doch ist das die Lösung? Ganz klar nicht! Schon der Mediziner Hans Selya sagte um 1950: «Stress ist unser ständiger Begleiter, solange wir Leben. Manchmal geht uns seine Anhänglichkeit auf die Nerven; dennoch verdanken wir ihm jeden persönlichen Fortschritt und erreichen durch ihn immer höhere Stufen geistiger und körperlicher Weiterentwicklung. Er ist die Würze des Lebens.» Schon Anfang des letzten Jahrhunderts fand man heraus, dass die maximale Leistung eines Menschen Stress und Belastung voraussetzt. Jemand, der ständig unterfordert ist, hat kaum Antrieb und wird sich nur schwer für Neues begeistern lassen, was von Experten als «Boreout» bezeichnet wird. Wer dagegen immer unter Stress steht und sich überfordert fühlt, wird Leistungseinbussen, Motivationsausfall und Krankheit erleben. In harten Fällen kann es sogar zu einem Zusammenbruch führen – einem «Burnout». Man muss sich eingestehen, dass Stress zu unserem Leben dazugehört und nicht ausgeklammert werden sollte. Ein gesundes Stress-Niveau bringt die letzten fünf Prozent aus uns heraus. Ziel ist es, Stress in seinem Alltag zuzulassen und sich nicht in die vermeindliche Sicherheit der Routine zu retten.

Stress ist oft hausgemacht

Im Alltag wird das Wort «Stress» übermässig oft verwendet. Steht man im morgendlichen Stau oder muss unzählige Aufgaben gleichzeitig erledigen, bezeichnet man sich schnell als gestresst. In solchen Momenten ist man beansprucht, jedoch noch nicht gestresst. Ab wann kann man also von Überbelastung und nicht mehr nur von Belastung sprechen. Was sind die Auslöser? Zunächst kann man zwei Ebenen von sogenannten Stressoren identifizieren.

Einerseits kann uns Druck von aussen in einen gestressten Gemütszustand bringen – egal, ob es der Lärm vom Spielplatz nebenan oder der Zeit- und Leistungsdruck in der Schule ist. Es ist auch möglich, dass wir uns selbst unter Druck setzen, weil wir immer fehlerfrei arbeiten möchten oder stets alles alleine erreichen wollen. Ein Grossteil der Stressauslöser findet sich bei uns selbst, und somit ist es ein guter Ansatz, an seinem eigenen Denken etwas zu ändern. Man tut gut daran, sich realistische Ziele zu setzen und neue Aufgaben als Herausforderung und nicht als Gefahr zu sehen. Ob wir ein Problem als gefährlich einstufen, hängt davon ab, wie wir die Konsequenzen des Gelingens oder Misslingens kalkulieren. Es ist somit möglich, dass zwei Menschen mit ähnlichen Fähigkeiten und Erfahrungen eine Situation völlig unterschiedlich wahrnehmen. Stress entsteht schlussendlich in unserem Kopf – wir können versuchen, das Kalkulieren zu unterlassen oder aber alle Konsequenzen zu erkennen und damit angemessen umzugehen.

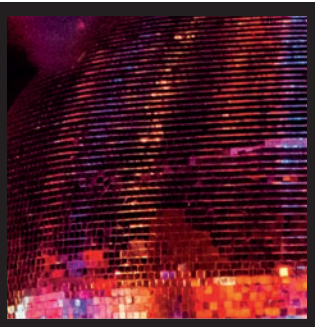
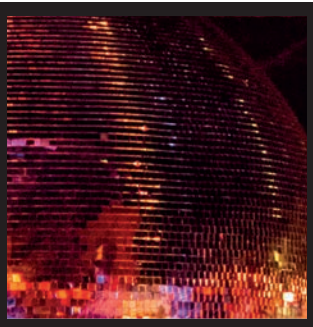
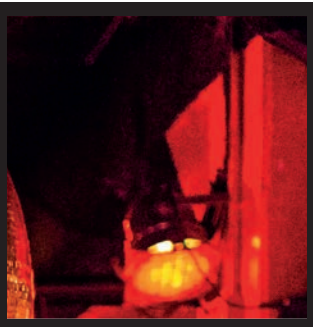
Stressabbau ist lernbar

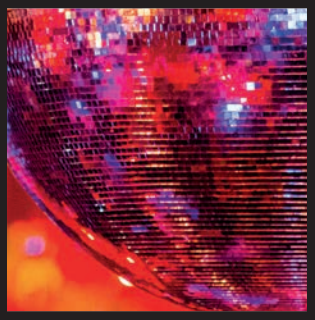
Anstatt mit Techniken zu versuchen, seine eigene Widerstandsfähigkeit zu stärken, gibt es auch die Möglichkeit, schon aufgestauten Stress wieder abzubauen. Es ist empfehlenswert, schon im Alltag kleine Zeitinseln in Form von Pausen einzuplanen. Wer regelmässige und geplante Pausen macht, ist leistungsfähiger und länger belastbar. Ebenfalls sollte auf eine ausgewogene Ernährung geachtet werden. Personen, die unter Stress stehen, nehmen häufig zu viel und zu energiereiche Nahrung zu sich. Es können Folgekrankheiten wie Übergewicht oder Kreislaufprobleme entstehen und wiederum Stress erzeugen.

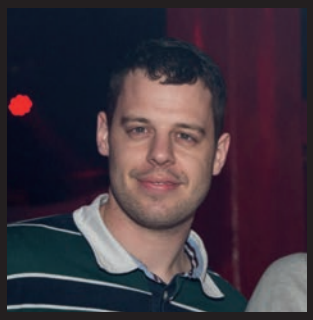
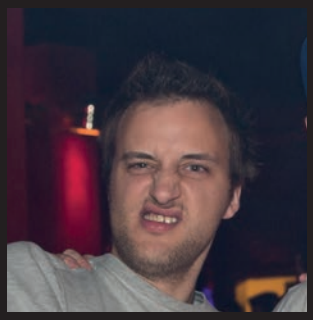
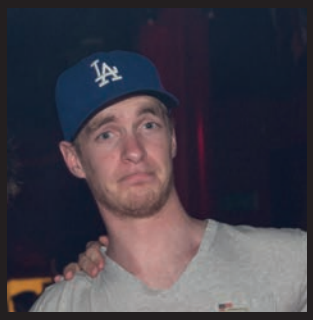
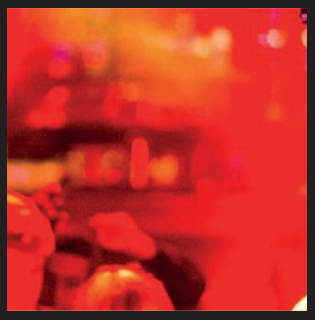
Sport im Allgemeinen hat einen stark mindernden Einfluss auf das Stressniveau des Menschen. Schon 60 Minuten sportliche Betätigung pro Woche können nachweislich den Stress reduzieren, sofern man nicht Ziele verfolgt, die zu hoch angesetzt sind. In diesem Zusammenhang sollte der Spass im Vordergrund stehen, da man sich sonst nur selbst ärgert und schlussendlich noch gestresster zu Hause ankommt als zuvor. Ein letztes und oft unterschätztes Element bildet der Schlaf. Es geht hier nicht um die Anzahl Stunden, sondern um die Qualität des Schlafes. Abends ist es von Vorteil, sein Smartphone zur Seite zu legen und sich nicht bis kurz vor Schlafenszeit vom Fernseher berieseln zu lassen. Rituale wie Musik oder Gespräche mit anderen haben einen beruhigenden Einfluss. Sich mit 9gag, Facebook oder anderen Seiten in den Schlaf zu scrollen, ist keine gute Idee. Künstliches Licht mindert die Produktion des Schlafhormones Melatonin und hält wach.

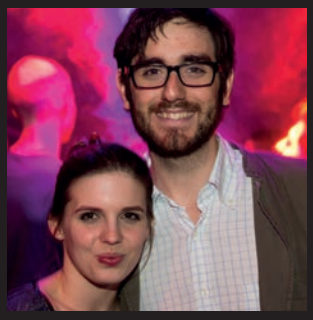
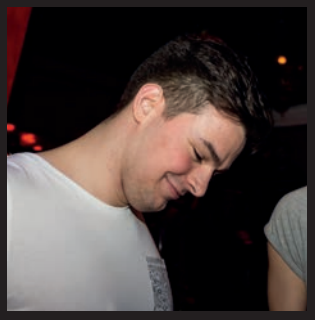
Stress gehört zu unserem Leben und wir müssen lernen, damit umzugehen. Wem es gelingt, durch Bewegung, Ernährung und Schlaf seinen Stress im Zaun zu halten, wird auch den Alltag bewältigen können.

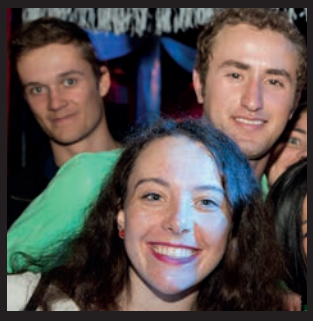
Illustration *Janina Abrashi*

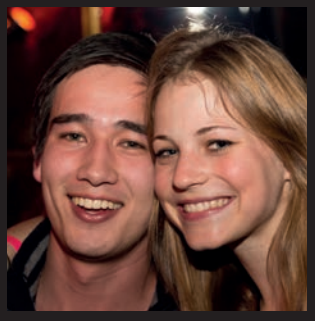




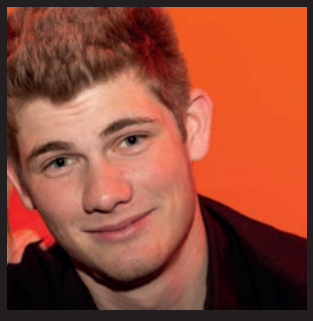
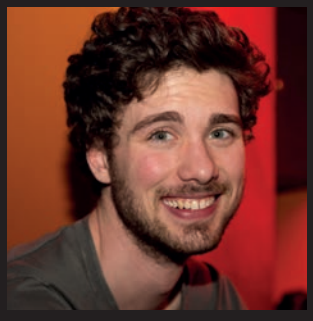


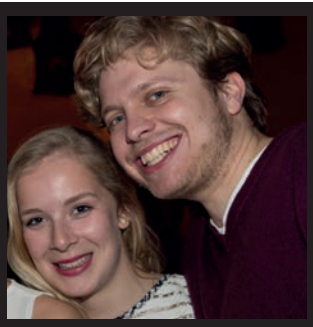
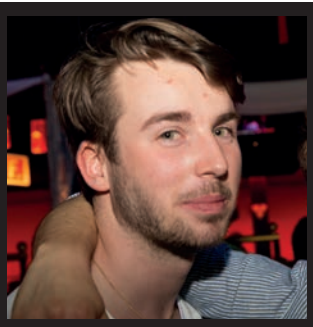
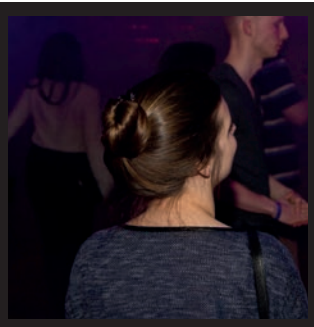
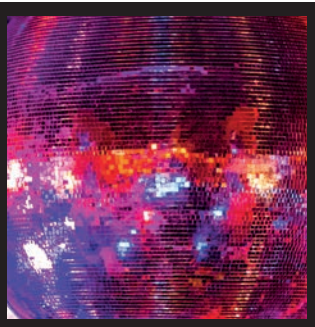
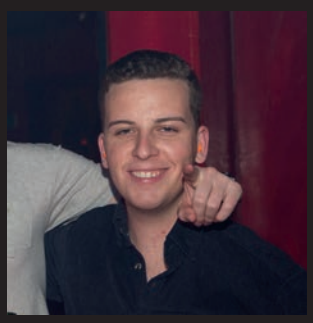
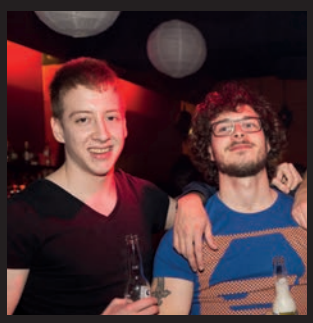





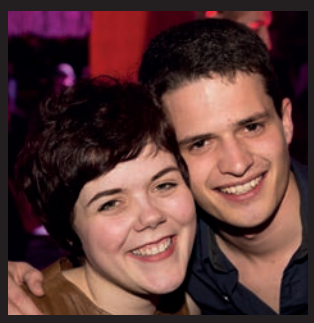
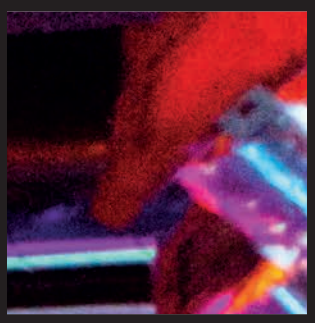
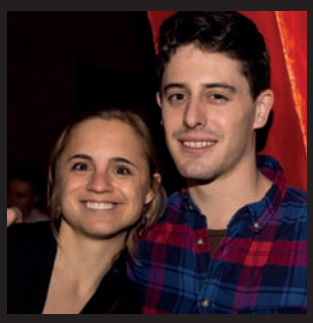



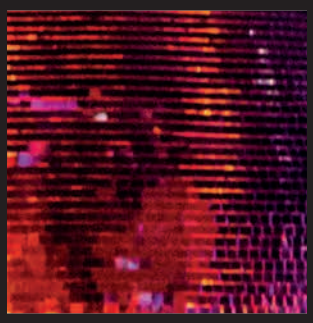
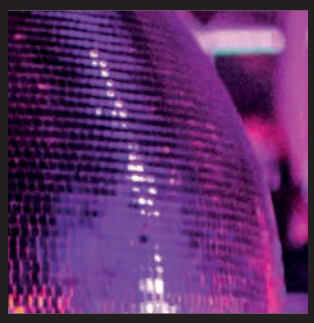




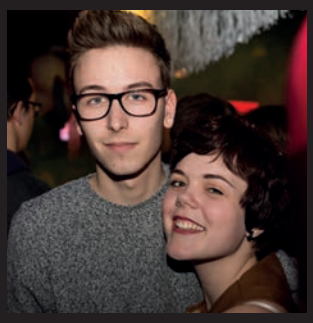
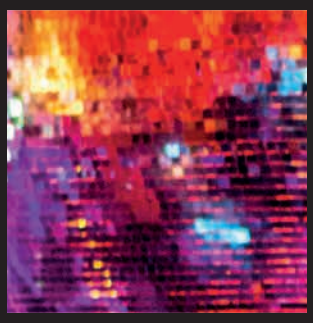
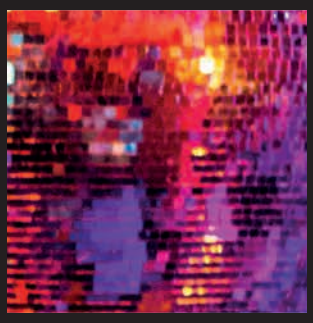







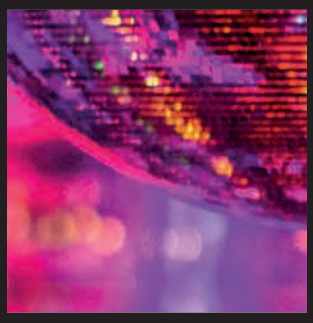
Fotografin Livia Eichenberger

Alle Bilder online auf www.prisma-hsg.ch

Semester Break Elephant Club

25.03.2015



Next Students Party with prisma at Elephant Club

08.04.2015

Monteverdi im Appenzell

Julia Nentwich unterrichtet Psychologie vor allem auf der Assessment-Stufe. prisma trifft sie zu Hause in Speicher zu einem Gespräch über Gender und Diversity, ihren Karriereweg und Gesangsunterricht.

ROMAN SCHISTER
Präsident

Eine winzige Tür zu einem sehr alten Haus im malerischen Speicher; wer bei Julia Nentwich zum Kaffee eingeladen ist, steht vor einem Gebäude, wie man es sich in einem Ausserrhoder Dorf mit knapp 4'200 Einwohnern vorstellt. Versteckt hinter dem Gesteck an der Türe, das sichtlich auf Frühlingstemperaturen wartet, findet sich die Klingel.

«Das Haus hat uns auserwählt.»

Herzlich bittet Nentwich ins Treppenhaus und greift zur Kiste mit den Gästepantoffeln. «Oben ist es zwar wärmer, aber nehmen Sie sich ein Paar», rät sie wohlweislich. Dem kühlen Wetter verdankt sie nämlich eine leichte Erkältung. Die Treppe hoch und aus dem Stiegenhaus in die Küche breitet sich dann die versprochene wohlige Wärme aus. Der Raum ist erfüllt von den Klängen klassischer Musik. «Monteverdi», wie die Mutter dreier Kinder erklärt. Sie übt gerade für eine Aufführung mit einem lokalen Chor. Am massiven Nussbaumtisch, gefertigt aus dem Holz eines alten Baumes im Garten ihres Grossvaters, reicht Nentwich eine Kanne Kräutertee; ein willkommenes Angebot bei diesem Wetter.

Psychologie auf Umwegen

Julia Nentwich kennt man vor allem auf der Assessment-Stufe, auf der die 43-jährige Titularprofessorin Psychologie lehrt. Die gebürtige Karlsruherin wuchs in Tübingen auf und studierte in Köln und Bremen. Psychologie überlebte zusammen mit Soziologie als einzige Studienrichtung Nentwichs Auswahlprozedere. In der Psychologie lasse sich wunderbar Grundlagenforschung mit ganz praktischen Dingen verbinden. Eine wirtschaftswissenschaftliche Ausbildung kam für sie nie infrage: «Mein Vater meinte ja, ich solle eine Banklehre machen; da bekam ich einen Lachanfall», erinnert sich Nentwich. Dennoch schätzt sie bis heute die Verbindung zwischen Unternehmen und Gesellschaft, an der sich ihre psychologische Forschung orientiert. Mit dem Psychologiestudium klappte es jedoch nicht auf Anhieb. Nentwich schaffte die Numerus-clausus-Prüfung nicht, begann Sozialpädagogik zu studieren und musste sich erst in die Uni Bremen reinklagen. Damals konnte man die Kapazitätsberechnung einer Uni noch gerichtlich prüfen lassen. Jus sei aber trotz des Erfolges keine Option gewesen. «Es ist darum eigentlich ziemlich lustig, dass ich heute Psychologieprofessorin bin.»

Den Weg nach St.Gallen fand Nentwich eher zufällig. Als sie ihre Diplomarbeit verfasste, war eine Assistenz im Fachbereich Psychologie an der HSG ausgeschrieben. Das Stellenprofil sprach sie an, da genau ihre drei Studienschwerpunkte (feministische Theorie, konstruktivistische Psychologie und qualitative Methoden) gefordert wurden. Von der HSG hatte sie bis dahin jedoch noch nie etwas gehört. «Ich habe dann erst einmal im Atlas nachgesehen, wo St.Gallen eigentlich liegt», gesteht Nentwich. Die Entscheidung stand schnell fest: Zurück nach Süddeutschland wollte sie ohnehin, da ihr die Berge fehlten; ob auf diese oder die andere Seite des Sees sei letztlich egal gewesen.

Vor der eigenen Türe kehren

In ihrer Dissertation und Habilitationsschrift befasste sich Julia Nentwich mit Gender und Diversity. Themen, die auch für die Universität aktueller sind denn je. Im jüngsten Gender-Monitoring identifizierte die Universität Handlungsbedarf beim Frauenanteil in Studium, Lehre und Forschung.

Für Nentwich ist klar, dass die gesamte Uni hier auf verschiedensten Baustellen etwas tun muss. Die nötige Sensibilisierung scheine derzeit erreicht, weshalb sie zuversichtlich ist, dass die Thematik jetzt professionell und mit dem nötigen Management-Know-how angegangen wird. Gerade bei der Suche nach Studentinnen müsste man gezielt am Image als Kaderschmiede arbeiten. «Vieles hier wirkt ziemlich männlich; ich werde häufig gefragt, was ich eigentlich an der HSG mache.» Für sie sei dies Ausdruck der sehr einseitigen Wahrnehmung der HSG als neoliberale Bildungseinrichtung, was der bestehenden Vielfalt einfach nicht gerecht wird.

«Ich musste im Atlas nachsehen, wo St. Gallen liegt.»

Julia Nentwich muss selbst drei Kinder und die Arbeit unter einen Hut bringen. Sie setzt hierbei auf einen pragmatischen Ansatz: «Zunächst einmal habe ich einen Mann, der sich neben seinem Beruf als Unternehmensberater auch um die Kinder kümmert.» Während Nentwich eine 75-Prozent-Stelle hat, arbeitet ihr Mann 60 Prozent. Der Rest war für die Psychologin reine Kopfsache; eine Frage des Wollens und der Organisation im Alltag. An zwei Tagen pro Woche wird die Familie durch eine Haushälterin unterstützt. «Es ist ein teures Hobby, das wir uns da leisten, aber für uns passt es.» Eingestehen muss Nentwich aber, dass das Mutterwerden auch an ihr nicht spurlos vorbeiging. Gerade nach der Geburt ihres ersten Kindes habe sie manchmal in den Vorlesungen leicht dement gewirkt. «Ich habe die Studis nach den Big Three der Stereotypenforschung gefragt, ihnen fielen nur zwei ein – und mir halt leider auch kein Drittes», meint Nentwich lachend.

Musik in Speicher

Das Haus von Julia Nentwich und ihrer Familie liegt an einer ruhigen Nebenstrasse in Speicher; um die Ecke die Spielgruppe und die Kindertagesstätte. Es war auch dieses Haus, das die Familie ins Appenzellerland zog. «Früher habe ich wegen der schönen Bilder häufig den Immodream-Newsletter studiert und da fand ich es.» Das Haus habe sie «auserwählt», erklärt Nentwich. Umziehen kommt für Nentwich in nächster Zeit daher auch nicht infrage und wenn sie dazu gezwungen wäre, würde sie in weite Ferne gehen: Stockholm, Vancouver oder Neuseeland wären ihre bevorzugten Destinationen.

Abends nach der Uni einfach ausspannen ist bei der Professorin nicht. Zunächst wollen die drei Kinder umsorgt werden. Ist die Küche dann erst einmal gemacht, hört sie Musik, übt für die im November anstehende Monteverdi-Aufführung mit der Bach-Kantorei oder unterhält sich einfach mit ihrem Mann. Gesungen hat Nentwich schon immer gerne, zum Chor kam sie durch die Musikschule, die ihre Kinder besuchen. Diese bietet Eltern und Freunden die Möglichkeit, sich einmal im Monat zur Probe zu treffen. Beim Singen sieht sich Nentwich nicht selten in die Lage ihrer Studentinnen und Studenten versetzt: «Da steht einer vorne und erzählt von etwas, wovon man keine Ahnung hat!» Zu Hause arbeite sie dann aber immer schön alles auf, meint sie mit einem Lachen.

Die nächsten Jahre kann sich Julia Nentwich gut vorstellen, in St. Gallen zu bleiben. Gerade im interdisziplinären Umfeld von Psychologie und Organisationsforschung sieht sie noch viele interessante Themen. «Solange mir weitere spannende Fragen einfallen und mir das Unterrichten Freude macht, sehe ich keinen Grund, mich zu verändern.» ■

Fotos *Livia Eichenberger*

Geburtstag: 16. Januar 1972 in Karlsruhe
Hobbys: Skifahren, Garten, Singen
Familie: verheiratet, drei Kinder (zehn, sieben und vier)
Lieblingsmusik: momentan gerade Monteverdi, ansonsten aber eher rockige Sachen
Lieblingsessen: Spaghetti mit Bärlauchpesto
Lieblingsort: Sofa und Garten

StuPa Insights

Bald ist es wieder soweit: Die Legislaturperiode des aktuellen Studentenparlaments neigt sich dem Ende zu. Höchste Zeit also, euch einen Einblick in die Projekte des Parlaments dieses akademischen Jahres zu gewähren.

Die meisten von euch haben vermutlich die Genderfrage und die ausladende Diskussion auf Social Media und in den Medien mitbekommen. Daneben existieren aber zahlreiche andere schwerwiegende Sachverhalte, über die das Parlament befindet.

Der HSG Ball kommt!

Ein Thema, das das Parlament über lange Zeit beschäftigte, war zum Beispiel der HSG Ball. Bereits Mitte Februar wurde der Antrag zur Förderung des HSG Balls in Form einer Defizitgarantie über 30'000 Franken gestellt. Für die, die nicht mit der Studentenschafts-Lingo vertraut sind: Defizitgarantie bedeutet, dass die Studentenschaft bis zur stattgegebenen Höhe geradesteht, falls ein Projekt ein Defizit schreibt.

Im Februar stellte sich in der Diskussion schnell heraus, dass dieses Jahr aufgrund struktureller Probleme bei den Alumni wiederum massive finanzielle Schwierigkeiten für den Ball drohen. Kurz: Sollte das Geld nicht gesprochen werden, wäre es das erst Mal mit dem Ball. Die Argumente in der Diskussion reichten von «die Studentenschaft wird missbraucht als Cash Cow» bis hin zur Wichtigkeit des HSG Balls in der Repräsentation nach aussen. Man hat sich folglich darauf geeinigt, die Alumni zur nächsten Sitzung einzuladen und ihnen die Möglichkeit zu geben, die aktuell doch brenzlige Lage zu erklären.

In der Zwischenzeit war die Skepsis der Parlamentarier auch in den oberen Rängen der Universität angekommen, sodass am 25. März nicht nur der Geschäftsleiter der Alumni anwesend war, sondern auch Prorektorin Landfester. Beide versuchten, das Parlament durch Verbesserungsvorschläge für den Ball 2017 und durch ihre Motivation, in Zukunft etwas zu ändern, von der Annahme des Antrags zu überzeugen. Nach einigem Seilziehen kam es dann endlich zur Abstimmung: Der Antrag wurde trotz aller Kritik mit nur fünf Gegenstimmen angenommen. Freut euch also, HSG Ball is coming!

Förderfonds werden überdacht

Das nächste bedeutende Traktandum wartete dann schon. Seit Mitte des vergangenen Semesters beschäftigte sich der Vorstand mit einer Verbesserung der Fondstrukturen. Die Fonds der SHSG kümmern sich neben der finanziellen Unterstützung von Vereinsprojekten auch um die Unterstützung bei den Kosten von Kindertagesstätten für studierende Eltern. In diesem Sinne war es dieses Mal neben einigen Redundanzen, die die Fonds aufweisen, ein anderes Thema über das die Legislative befinden sollte: Die Förderung von Studierenden in finanziellen Notsituationen.

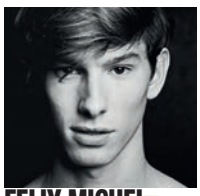
Es kommt an der Uni immer wieder vor, dass der Darlehens- und Stipendienfonds der Universität einen bedürftigen Studierenden nicht oder unzureichend fördern kann. Ein Grundsatzentscheid sollte deshalb in der Sitzung vom 25. März getroffen werden. Die Diskussion war trotz einiger kritischer Stimmen eher positiv. Die Studienförderung wird nun in die Fonds unter gewissen Auflagen integriert. Es geht hier natürlich nicht um ganze Stipendien oder sehr grosse Beträge über längere Zeit. Es geht darum, im Notfall eine finanzielle Hilfe bereitzustellen, die HSG-Studierende vor dem Austritt auf Grund von kurzfristigen finanziellen Durststrecken bewahrt. «Helfen, wenn's brennt», sozusagen.

Auch die Genderfrage wurde wiederum angeschnitten. Dazu werdet ihr aber mehr erfahren, wenn die Sache spruchreif ist. Wir halten euch auf dem Laufenden!

Foto Livia Eichenberger

Weitere Entscheide und offene Projekte:

Reglementsausarbeitung Fonds
Umbenennung «Studierendenschaft»
Innovation Lehre
Projekt-Team HSG Card (Legi)



FELIX MICHEL Redaktor

«Es ist eine Stärke von Dardan, Leute mitzureissen»

Nach einem hart geführten Wahlkampf stehen die Sieger und somit das neue Präsidententeam der Studentenschaft fest: Dardan Zeqiri und Borislav Djordjević. Wir trafen die beiden zum Interview.

ADRIAN GOTTWALD
Redaktor

Dardan und Bobo, herzlichen Glückwunsch zum Wahlerfolg. Ihr habt euch mit 523 Stimmen ziemlich deutlich gegen Lou und Daniel (368 Stimmen) durchgesetzt. Was war eure Strategie für den Wahlkampf?

Dardan: Mir persönlich war wichtig, dass die Leute sich ein Bild von unseren Plänen machen. Und wenn sie davon überzeugt sind, dann sollten sie für uns stimmen. Dafür sind wir stark über Netzwerke gegangen. Meist habe ich mit Leuten gesprochen, welche die Vereins- und Unipolitik aktiv mitgestalten und die einen gewissen Einfluss auf ihr Umfeld haben. Mir war klar: Wenn ich sie von unserer Vision überzeugen kann, werden sie diese dann auch bei ihren Kollegen weiterverbreiten. Grundsätzlich war mir wichtig, dass wir mit Inhalten überzeugen und keine Freibieraktionen starten oder mit dem iPad durch die Uni rennen, um bei Wildfremden auf Stimmenfang zu gehen.

Ein Seitenhieb an das Wahlkampfverhalten eurer Gegenpartei.

Dardan: Sie hatten halt eine komplett andere, ein wenig aggressivere Herangehensweise an das Ganze. Jedem das Seine, aber unser Ding wäre dies überhaupt nicht gewesen.

Was hat eurer Meinung nach trotzdem den Ausschlag dafür gegeben, dass ihr euch durchgesetzt habt und nicht Lou und Daniel?

Dardan: Wir haben mehr Erfahrung durch unser bisheriges Engagement in der SHSG und wohl auch mehr derjenigen Kompetenzen, die für dieses Amt benötigt werden. Dadurch hatten wir meiner Meinung nach die besseren Voraussetzungen für den Präsidialposten.

Bobo: Wir wollten den Leuten bewusst machen, wie wichtig die Zusammensetzung des Präsidententeams ist, da es Einfluss auf jeden Studierenden hat. Auch wenn sich der durchschnittliche Studierende vielleicht nicht so für die SHSG interessiert, so profitiert doch jeder vom Angebot der Studentenschaft. Es kann deshalb nur in aller Interesse sein, dass dieses Amt bestmöglich besetzt ist.

Ihr spielt also vor allem darauf an, dass eure Studentenschaftserfahrung den Unterschied im Wahlkampf gemacht hat?

Dardan: Sicherlich nicht nur. Es geht in diesem Amt darum, vor Leuten zu stehen, seine Ideen zu präsentieren und die eigenen Interessen sowie die der anderen Studierenden zu vertreten. Die Leute müssen dir das abkaufen. In diesem Punkt habe ich das Gefühl, dass bei unserer Gegenpartei Defizite vorhanden waren.

Einige der Vorstandsmitglieder der aktiven Studentenschaft haben auf Facebook zu eurer Wahl aufgerufen. Wie habt ihr dies aufgenommen? Empfindet man da Mitleid, weil die Gegenpartei diese Unterstützung nicht erhält?

Dardan: Der aktuelle Vorstand konnte jetzt ein Jahr lang die Politik der Universität aktiv mitgestalten. Seinen Mitgliedern schien wichtig zu sein, dass ein möglichst weicher Übergang entsteht und die begonnene Arbeit vom neuen Team weitergeführt wird. Die von dir angesprochenen Vorstandsmitglieder haben sich dazu, wie andere Studierende auch, ein Bild von den kandidierenden Teams gemacht und sich danach entschieden. An der Tatsache, dass sie sich als Studierende entschlossen haben, andere zur Wahl ihres favorisierten Teams zu bewegen, finde ich nichts Verwerfliches.

Dardan, du bist gebürtiger Kosovo-Albaner und Bosnier sowie Schweizer, Bobo, du bist Serbe und Schweizer. Seht ihr euch aufgrund eures Hintergrundes auch als Vertreter der Secondo-Generation an der Uni?

Bobo: Nein, mir geht es darum, die Studierenden allgemein zu vertreten. Dabei möchte ich bei deren Herkunft nicht differenzieren.

Dardan: Mich freut es natürlich, wenn ich durch mein Engagement helfen kann, der Secondo-Ge-

neration anhaftende Klischees abzubauen. Die Leute sollen sehen, dass Secondos auch in der Gesellschaft mitbestimmen können und Verantwortung übernehmen wollen. Grundsätzlich geht es aber auch mir nicht speziell darum, diese Gruppe zu vertreten, sondern für alle Studierenden da zu sein.

Bobo, du bist im zweiten Semester des Assessmentjahrs. Was wäre, wenn du das Jahr nicht bestehen würdest, was wir natürlich alle nicht hoffen?
Bobo: Da ich der erste Assessi im SHSG-Präsidium bin, kann ich aufgrund des Fehlens eines bisherigen Exempels nicht sagen, ob es möglich ist, die Tätigkeit des Vizepräsidenten beim Wiederholen des Assessments weiterzuführen. Wie es reglementarisch aussieht, müsste man mit der Geschäftsprüfungskommission abklären. Ich werde jedoch alles geben, dass diese Situation nicht eintreten wird und da ich im ersten Semester keine Minus-Credits hatte, bin ich sehr zuversichtlich.

Dardan, du hast im Militär Offiziersstatus. Ich habe gehört, dass du Soldaten unter dir hattest, die sich die Initialen deines Zuges (ZZ für Zug Zeqiri) in die Haare rasiert haben. Wie hast du das bitteschön geschafft?
Dardan: Irgendwie haben wir es geschafft, dass im Zug eine Dynamik entstanden ist, bei der alle am gleichen Strang gezogen haben und sich meine Soldaten als Mitglieder des Zug Zeqiris zeigen wollten.

Bobo: Es ist durchaus eine Stärke von ihm, die Leute mitzureissen. Auch im Wahlkampf konnte er mich für seine Ideen begeistern.

Was hat der amtierende SHSG-Vorstand nicht umgesetzt, das man aber eurer Meinung nach unbedingt hätte umsetzen müssen?
Bobo: Es wäre wünschenswert gewesen, wenn die SHSG noch mehr getan hätte, um den Austausch mit den Studierenden zu fördern – beispielsweise in Form eines Events im adhoc, bei dem man in ungezwungener Atmosphäre an den Vorstand hätte herantreten können.

Dardan: Ich hätte mir eher einen etwas grösseren Flagship-Event gewünscht, der die SHSG noch stärker in die Köpfe der Studierenden gebracht hätte.

Wird es den in eurer Amtszeit geben?
Dardan: Wir werden es bestimmt prüfen. Ob er schlussendlich stattfindet, kann ich dir erst nach der Strategieplanung sagen.

Ich habe ein bisschen recherchiert und herausgefunden, dass Dardan in seinem Freundeskreis als Diva beschrieben wird. Bobo, kannst du uns sagen, wie sich dies äussert?
Dardan: Ich, eine Diva? Wer gibt dir denn solche Informationen? Das kommt aber nicht ins prisma!

Bobo (lacht): Siehst du, genau das meinen die Leute mit «Diva».

Ihr habt in eurer Wahlbewerbung geschrieben, dass ihr die Schaffung neuer Dienstleistungen prüfen wollt. Ohne auf Floskeln zurückzugreifen – an was habt ihr konkret gedacht?
Bobo: Wir wollen von den Ressourcen, die wir bereits haben, besser Gebrauch machen …

Wie war das mit den Floskeln?
Bobo: Konkret schwebt uns ein Rechtsdienst vor, bei dem Absolventen des Jus-Studiengangs andere Studierende bei Miet- oder Kaufrechtsfragen beraten. Auch möchten wir einen Fotoservice von Studierenden für Studierende anbieten, bei dem professionelle Bewerbungsbilder geschossen werden können. Zudem werden wir prüfen, ob es möglich wäre, Kurse in Excel oder Bloomberg anzubieten. Programme, bei denen in vielen Berufen Kenntnisse vorausgesetzt werden.

Wie werdet ihr euren Wahlsieg nun feiern?
Dardan: Ich werde als Organisator des Swiss Trips des Magellan Projekts (Ressort International) in den nächsten zwei Wochen in der Schweiz unterwegs sein und leider nicht wirklich zum Feiern kommen.

Bobo (grinsend): Ich feiere dafür für zwei.

Foto *Livia Eichenberger*

Agenda

Dienstag
14
April

Women's Day 2015

Der Women's Day ist der Karriere-Event für alle Frauen an der HSG. Bei einem umfangreichen Rahmenprogramm und sechs spannenden Workshops können die Unternehmen IKEA, PwC, BCG, UBS und Swiss Re in einem exklusiven Rahmen kennengelernt werden. Anmeldung per Mail mit CV an womensday@universa-unisg.ch.

Ort: Campus

Donnerstag-Sonntag
16-19
April

ELSA-Reise: Amsterdam

Dieses Jahr geht die legendäre ELSA-Reise in die Hafenstadt Amsterdam! Neben dem Internationalen Gerichtshof in Den Haag erwarten die Mitglieder auch viele Museen und Sehenswürdigkeiten in Amsterdam.

Ort: Amsterdam

Freitag/Samstag
17/18
April

Start Summit

8 keynote speeches, 40+ workshops, Meet The Investor, Startup Speed Dating, a unique Hackathon experience and a lot of networking. Seize the opportunity to kick-start your entrepreneurial career. Visit startsummit.ch and apply now.

Ort: University of St. Gallen

Freitag/Samstag
17/18
April

Cofoundme @ Start Summit

Besuche cofoundme am START Summit 2015! Lerne Carl's Bananas kennen und bilde im Wettbewerb dein eigenes Start-up!

Ort: Universität St. Gallen

Freitag
24
April

Benefizkonzert: Rhythm of Rights

Drei Ostschweizer Bands treten in der St. Galler Grabenhalle auf (siehe Seite 24). Amplify und die Lokalgruppe von Amnesty International organisieren dieses Konzert gemeinsam im Zeichen der Menschenrechte; die DJ-Formation Dachs sorgt für den passenden Ausklang. Statt eines Eintrittsgeldes kann eine Spende gemacht werden, die einem Menschenrechtsprojekt im Tschad zugutekommt.

Ort: Grabenhalle St. Gallen
Zeit: 20.00 Uhr

Dienstag
28
April

Limbo-Stamm

Am Dienstag, 28. April, beweisen wir beim Limbo-Stamm unsere Flexibilität und Freude am Wettbewerb. Für Info melde dich bei präsidentin@kybelia.ch und schau doch mal vorbei!

Donnerstag
30
April

toxic.fm ROCKS

Anmeldung Medienlehrgänge

Lass dich von toxic.fm während eines Jahres zum Radiojournalisten, oder von sanktgallen.tv zum Videojournalisten ausbilden! Sichere dir jetzt unverzichtbare Praxiserfahrung für eine Karriere in Marketing, Journalismus und Unternehmenskommunikation.

Weitere Informationen findest du unter www.rss-medienschule.ch

Montag
4
Mai

Orchester der Universität St. Gallen

Frühjahrskonzert

Der Frühling steht in voller Blüte, und mit ihm das Orchester der Universität. Deshalb laden wir alle Studierenden, Dozierenden wie auch Aussenstehenden herzlich dazu ein, bei unserem jährlichen Frühjahrskonzert dabei zu sein. Der Eintritt ist frei! Weitere Infos auf www.uniorchester-hsg.ch

Ort: Tonhalle St. Gallen
Zeit: 19.30 Uhr

Donnerstag
07
Mai

Industrial Club
at the University of St.Gallen

Unternehmensbesichtigung Rivella

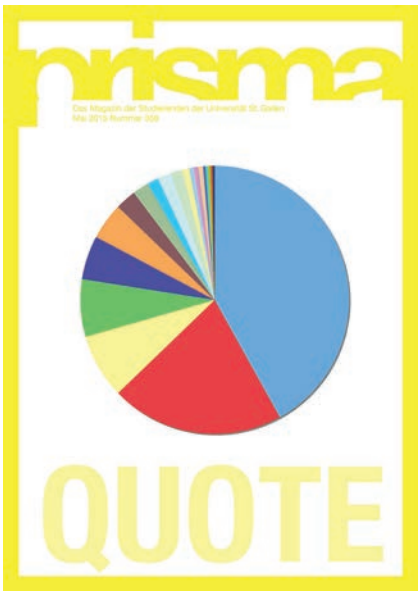
Interessieren dich Karrieremöglichkeiten bei einem familiengeführten Traditionsunternehmen auf Wachstumskurs? Oder möchtest du einfach wissen, wo dein Rivella herkommt und wie es produziert wird? In jedem Fall freuen wir uns darauf, ein echtes Schweizer Original zusammen mit dir näher kennenzulernen!

Ort: Rothrist

Montag
11
Mai

Das neue prisma

zum Thema «Quote» im Bibliotheks- und Hauptgebäude sowie auf www.prisma-hsg.ch



prisma empfiehlt wir testen und bewerten

For digital natives

For founders

For introverts

For feminists

TV Series: Silicon Valley

The peculiar life at the epicenter of the future ...

KEVIN KOHLER

Ressortleiter Thema

Richard Hendriks (Thomas Middleditch) is a socially awkward programmer who lives together with three friends in the start-up incubator of Erlich Bachmann (T. J. Miller). For his music app «Pied Piper» Richard unknowingly created a revolutionary data compression algorithm and is offered a lot of money to sell it to Hooli, a fictional tech giant. However, he decides to take the risk and bring the algorithm to the market himself along with his friends and patronized by Peter Gregory (Christopher Evan Welch). The show's ingenious embodiment of Peter Thiel, who like the original, hates universities and dreams of living on an island in international waters.

Some of the absurdities highlighted in the series such as the constant name-dropping and inflationary use of buzzwords, which obscures them of any real meaning, should not be completely strange to HSG students. However, in its essence the show is not a profound criticism of the many contradictions or conflicts inherent to the tech industry. It is much rather a self-ironic celebration of the moonshot culture that sets the original valley apart from its many clones.

Put simply, «Silicon Valley» is the marriage of «The Big Bang Theory» and «The Wolf of Wall Street». With humour and many allusions to real people and companies, director Mike Judge (Office Space, Idiocracy) gives the viewer a glimpse into the unique social and economic life of the valley, although, according to Elon Musk the reality is much crazier and stranger than its fictional depiction. At least in one respect the show is closer to the real tech industry than intended as the series was accussed of sexism because all the main protagonists are male.

While new female characters are to be expected in the next season one person will be painfully missed: Christopher Evan Welch. However, rumour has it, that the actor, who sadly passed away, will remain a part of the show without appearing on screen.

Bild elpais.com

Silicon Valley,
Season 2, starting 12 April, HBO

Homepage: 1'000 Zeichen

In 1'000 Zeichen lässt sich erstaunlich viel sagen.

Für Vielleser

Für Kurzgebundene

Für Geniesser

Für Sehnsüchtige

Wann hast du zum letzten Mal ein richtig gutes Buch gelesen? Kein fachlich gutes Buch – einen richtig guten Text mit bewegenden Wortkombinationen? Du kannst dich nicht mehr erinnern? Weil du keine Zeit hast? Weil die 892'347 Seiten Pflichtlektüre an sich schon zu viele Buchstaben beinhalten für ein ganzes Semester? Du würdest dir aber eigentlich gerne wieder einmal einen Satz auf der Zunge zergehen lassen? Nur so zwischendurch mal kurz? Als kleine Auszeit von Uniseminar-Definitionen? Vielleicht einmal am Tag? An der Bushaltestelle? Beim Anstehen an der Kasse? Auf der Toilette? Wenn du dir am heissen Tee noch die Zunge verbrennst? Wenn Freunde zu spät dran sind? Wenn die Vorlesung langweilt? Beim Zähneputzen? Wenn deine Begleitung im Restaurant kurz aufs stille Örtchen verschwindet? Wenn die Spaghetti noch ein paar Minuten zu al dente sind? Bei einer einsamen Zigarette vor dem 09-Gebäude?

Probier mal www.1000zeichen.de. Hier findest du seit Oktober 2012 jeden Tag 1'000 sorgsam ausgewählte, manchmal genervte, verliebte, schmerzende, tagesaktuelle oder nostalgische, wütende, selbstzufriedene, tragische und liebevolle – in jedem Fall aber absolut wohltuende Zeichen. 1'000 – kein Leerzeichen mehr, kein Doppelpunkt weniger. «Keine Zeit» ist keine Ausrede. Das Kollektiv aus acht Schreibfreudigen aus dem grossen Kanton wird sporadisch durch Gastautoren ergänzt – ein Selbstversuch lohnt sich!

Bild *1000zeichen.de*

KLARA ZIMMERMANN Online Chefredaktorin

Gadget: PocketScan

Der Scanner für unterwegs und zu Hause

Für Technik-Geeks

Für Allzeitarbeitende

Für Allrounder

Für Puristen

Genau 50x27x95 Millimeter sind die Abmessungen des wohl kleinsten und mobilsten Scanners der Welt. Seit Februar dieses Jahres ist es möglich, das Gerät im Onlineshop des Zürcher Startups «Dacuda» zu kaufen. Die Benutzung gestaltet sich sehr einfach. Nachdem man ein kleines Programm auf seinem Computer oder eine App auf seinem Smartphone installiert hat, verbindet man den PocketScan via Bluetooth und kann auch schon loslegen. Es ist möglich, Bilder, Grafiken sowie Texte bis zu einer Grösse von DIN A3 einzuscannen. Man fährt in s-förmigen Bewegungen über das Papier und sieht auch schon, wie sich auf dem Bildschirm der Scan bildet. Anschliessend kann man den Scan zuschneiden; dank integrierter Texterkennung lassen sich Diagramme in Excel und Texte in Word öffnen und gleich bearbeiten. Auch wenn der stolze Preis von 169 Dollar zunächst hoch erscheint, spricht doch einiges für den PocketScan. Am meisten überzeugt der PocketScan durch seine Grösse und seine Qualität. Mit dem Kleinstscanner kann man überall seinen Arbeitsplatz einrichten. Die Scans sind von überraschend guter Qualität und die dazu benötigte Software ist kinderleicht zu bedienen. Man erkennt jedoch noch die Schwächen in puncto Software, da die Nerven durch teils lange Verarbeitungszeiten strapaziert werden.

Bild *Alexander Wolfensberger*

ALEXANDER WOLFENSBERGER Redaktor

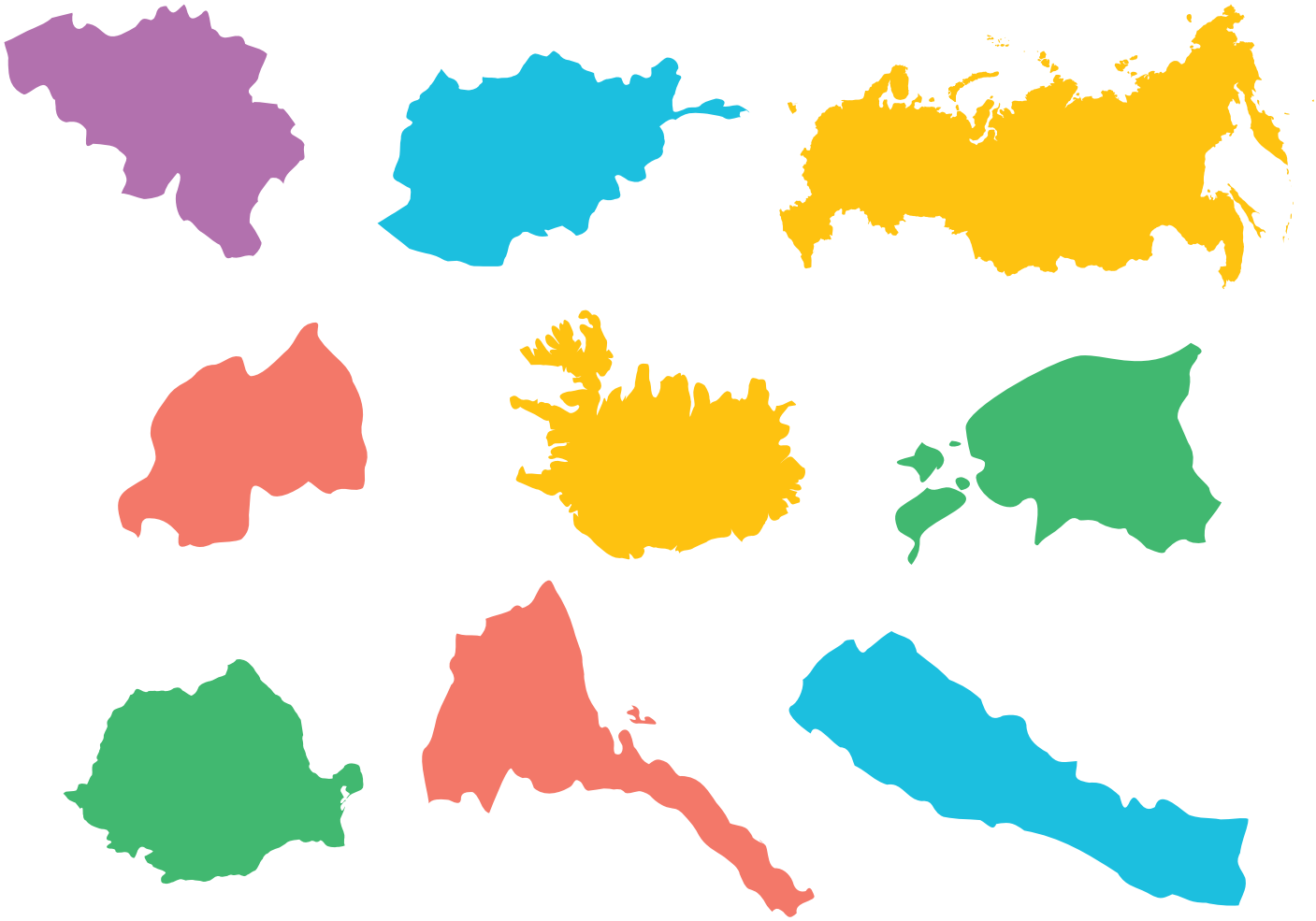
Check out our mobile friendly website!

www.elephantclub.ch

...see you in the club

Grenzenrätsel

Bist du ein Grenzexperte? Finde heraus, zu welchen Ländern die Umrisse unten gehören, lies die Anfangsbuchstaben der Ländernamen Zeile für Zeile und schon hast du das Lösungswort.



Sende die Antwort bis 21. April an redaktion@prisma-hsg.ch und nimm an der Verlosung eines adhoc-Gutscheins im Wert von 20 Franken teil!

Für die ganz Cleveren eine Zusatzfrage: Wie viele Länder auf der Welt grenzen an lediglich ein anderes Land?

BEREICH astro
EVENTS astro [ad]hoc

Zuckerbrot

Altruismus an der Kaderschmiede des Kapitalismus

Würdest du dein eigenes Knochenmark spenden, um einem anderen Menschen das Leben zu retten? Dass solch altruistische Fragen an unserer Alma mater nicht gerade häufig gestellt werden, wird jedem Frischling spätestens nach dem lasch und routiniert heruntergebeteten Ethik-Teil der BWL-Vorlesung im ersten Semester klar. Dass sie dennoch ab und zu den Weg in unsere overperformenden, karteikartenüberladenen Köpfe finden, ist unter anderem der jährlich stattfindenden Aktion «St. Gallen gegen Leukämie» zu verdanken. Im Rahmen dieser kann man sich nämlich als potenzieller Knochenmarkspender registrieren lassen, um dann im unwahrscheinlichen Falle einer Übereinstimmung der Gewebetypen des Spenders und des Leukämieerkrankten von der Stiftung kontaktiert zu werden. Anschliessend kann man sich immer noch entscheiden, ob man seine körpereigene Materie tatsächlich opfern will, was für manchen eine knifflige Sache sein kann. Was gewichtet man stärker, das unversehrte Wohl seiner selbst oder den moralischen Imperativ, ein anderes Menschenleben zu retten? Wenn man dann tatsächlich einmal selektiert wird, scheint man eigentlich keine Wahl mehr zu haben. Zugegeben, die Aktion macht sich den psychologischen Trick der Eventualität zu nutzen und überlistet so den Egoisten in uns. Schön, wenn der Homo oeconomicus mit all seinen Implikationen für einmal nicht als Handlungsmaxime gilt. In diesem Sinne: Stäbchen rein, Spender sein!

RICCARDO RAMACCI Redaktor

Peitsche

Abschlussarbeiten. Eine Tragödie

«Da steh ich nun, ich armer Tor, und bin so klug als wie zuvor», meinte einst Goethes Faust. Wer zum Schluss seines Studiums die Abschlussarbeit schreiben möchte und sich durch alle dafür nötigen Merkblätter und Formulare gekämpft hat, dem geht es ähnlich: Thema einreichen; im Studiensekretariat während Öffnungszeiten von gefühlten sieben Minuten pro Woche abholen; bei auch nur einem geänderten Buchstaben im Titel die Unterschrift des Dozenten einholen; Arbeit online abgeben und trotzdem noch dreimal ausdrucken, unterschreiben, binden (mit Klebebindung!), anstehen oder einschreiben, und schliesslich drei Monate auf eine Antwort warten. Dieses Verfahren ist so unzeitgemäss, dass es tatsächlich aus Goethes Feder stammen könnte. Fast möchte man einen Pakt mit dem Teufel schliessen.

Besonders das dreifache Ausdrucken birgt Schikanierungspotenzial. Drei Exemplare drucken und binden zu lassen kostet gut und gerne 200 Franken – bei 1'653 graduierten Bachelors und Masters kostete uns das im vergangenen Jahr also etwa 300'000 Franken, ganz zu schweigen von den schätzungsweise 100'000 Seiten Papier und der vergeudeten Zeit. Dabei vergilben die Papierstapel irgendwo im Archiv, oder aber – und das berichten Augenzeugen – sie werden, ohne auch nur kurz aufgeschlagen zu werden, direkt entsorgt.

Warum von uns verlangt wird, wissenschaftlich auf der Höhe der Zeit zu sein und das Prozedere rund um die schriftlichen Arbeiten trotzdem hilflos veraltet ist, das bleibt eine Gretchenfrage.

GABRIEL ZÜLLIG Chefredaktor

Gerücht

Erika wird exhumiert

Sie war eine Senkrechtstarterin. Fachkreise loben Erika Fliege für ihren unermüdlichen Einsatz für die Fliegenrechte. Erst letzte Woche gab das Nobelpreiskomitee in Stockholm bekannt, Erika sei posthum für den Fliegensnobelpreis nominiert worden. Über das Preisgeld könnten sich indes nach ihrem Dahinscheiden vor allem Erikas Nachkommen freuen. Skeptiker vermuten, dass Erika, im Alter von nur anderthalb Wochen aus unserer Mitte gerissen, keines natürlichen Todes starb.

Im Medienrummel der letzten Wochen könnten sich die Flieges nun aber in den eigenen Flügel geschossen haben: Im Interview mit dem «Abendflieger» gab Erikas zehn Tage alte Ururenkelin Manuela Fliege, angesprochen auf die Todesursache ihrer Vorfahrin zu verstehen, sie habe sich beim Eierlegen in Borgholzhausen tödlich verletzt.

Was hatte Erika im 15 Kilometer entfernten Borgholzhausen zu suchen? Wissenschaftler halten eine solche Reise für unmöglich: «Erika war sicherlich nie in Borgholzhausen», versichert Dr. Manfred Kuhdung, Direktor des Museums für Fliegengeschichte Bielefeld, das Erikas Tagebücher beherbergt. Erika sei eine echte Deppendorfer Frohnatur gewesen und habe Angst vor der Welt jenseits des Mühlenbachs gehabt. Auch die Behörden sind alarmiert. Die international renommierte Kanzlei Flegal Partners, welche die Stiftung «Erika» vertritt, bestätigt: «Wir haben erfahren, dass die Deppendorfer Behörden beim zuständigen St. Galler Staatsanwalt die Exhumation von Erika beantragt haben. Wir werden dafür sorgen, dass etwaige Erbschleicher entlarvt und ihrer gerechten Strafe zugeführt werden!» Eine Obduktion soll nun klären, unter welchen Umständen Erika den Tod fand. Die Ergebnisse werden noch diese Woche erwartet. ■

ROMAN SCHISTER
Präsident

Layout und Illustrationen

LIVIA EICHENBERGER
Layoutchefin

VIOLA VORHERR
Layouterin

DEBORAH MAYA BEELER
Illustratorin

JANINA ABRASHI
Illustratorin

EUGENIE MATHIEU
Illustratorin

BAIN & COMPANY
News, Events und Bain Insights
www.facebook.com/bainandcompanyDE
People. Passion. Results.

BAINVESTOR

Bainies machen den Unterschied. Wir reden Klartext. Und sind konsequent ergebnisorientiert. Der Erfolg gibt uns Recht: Als eine der drei weltweit führenden Managementberatungen gewinnt Bain & Company seit Jahren kontinuierlich Marktanteile.

Wachsen Sie als **WirtschaftswissenschaftlerIn** mit uns. Als Praktikant, Universitätsabsolvent oder Professional. Und übernehmen Sie frühzeitig Verantwortung – in einem Team herausragender Köpfe, die man nicht über einen Kamm scheren kann. Was Sie dazu mitbringen sollten? Einen exzellenten Abschluss, Auslands- und Praxiserfahrung und Ihren unternehmerischen Weitblick. Neugierig? Dann finden Sie heraus, ob auch in Ihnen ein Bainie steckt: **www.joinbain.de**